

# DIE WELTWOCHEN



## **Antirassismus als Geschäftsmodell**

Die angeblichen Opfer leben bestens von den angeblichen Tätern.

*Von Beat Gygi*

## **Tumult an der Herz klinik**

Deckt Zürichs Uni-Spital einen Chefarzt-Schwindler? *Von Christoph Mörgeli*

## **Basler Daig holt Murdoch**

Ueli Vischers letzter Dienst an der Heimat.

*Von Erik Ebnetter*

# Crowdfunding? Soupscription!

DIE SUPPEN DER KLASSISCHEN FRANZÖSISCHEN KÜCHE  
von Romeo Brodmann



## ICH WILL AUCH SUPPENKASPER WERDEN!

Darum unterstütze ich den Buch-Vorverkauf und bestelle *Die Suppen der klassischen französischen Küche* von Romeo Brodmann. 380 Seiten. Publikation Ende 2020/Anfang 2021.

Für Bestellungen Talon ausfüllen, fotografieren und bis spätestens 31.8.2020 senden an [onion@onionmedia.ch](mailto:onion@onionmedia.ch)

Ich bestelle als Einzelperson \_\_\_\_\_ Expl. à CHF 100 und erhalte dafür einen Eintrag in der Erstauflage unter «FÖRDERINNEN & FÖRDERER». So soll mein Eintrag lauten:

Vorname: \_\_\_\_\_

Name: \_\_\_\_\_

Beruf: \_\_\_\_\_

Ort: \_\_\_\_\_

E-Mail für Korrespondenz: \_\_\_\_\_

Wir als Firma bestellen \_\_\_\_\_ Expl. (mind. 10 Expl.) à CHF 100 und erhalten dafür einen Eintrag in der Erstauflage unter «FÖRDERINNEN & FÖRDERER». So soll unser Eintrag lauten:

Firmenname: \_\_\_\_\_

Fachgebiet/Branche: \_\_\_\_\_

Ort: \_\_\_\_\_

www-Adresse: \_\_\_\_\_

E-Mail für Korrespondenz: \_\_\_\_\_

[www.daspaulimagazin.ch](http://www.daspaulimagazin.ch)



Alle Infos zum Buch hier  
auf *Das Pauli Magazin*



Der Pauli - 90 Jahre  
Lehrbuch der Küche



Das digitale Magazin für  
Kulinarik und Gastronomie



Die neue Suchplattform  
für die Gastro-Branche



**Wissenschaftsskandal:** Kardiologie Ruschitzka.

Es handelt sich wohl um den grössten Wissenschaftsskandal der Corona-Pandemie: Vier Autoren schrieben in der renommierten Zeitschrift *The Lancet*, die Verabreichung des Malaria-Medikaments Hydroxychloroquin an Covid-Patienten sei nutzlos, sogar tödlich. Doch die eindrucksvollen, weltweit erhobenen Daten einer amerikanischen Firma erwiesen sich als einziger Schwindel. Drei der Autoren – darunter Frank Ruschitzka, Chef der Kardiologie am Zürcher Uni-Spital – zogen den Beitrag zurück. Während der Spitalrat gegen Ruschitzka keinerlei Massnahmen ergreift, wurde der Chef der Herzchirurgie, Francesco Maisano, wegen weit geringerer Verfehlungen beurlaubt. **Seite 14**

Monatelang war die meistgesuchte Frau der Welt untergetaucht. Jetzt wird der britischen «Society-Lady» Ghislaine Maxwell in den USA der Prozess gemacht. Massive Verbrechen werden ihr zur Last gelegt. Sie soll dem verstorbenen amerikanischen Unternehmer Jeffrey Epstein minderjährige Frauen zugeführt und sich an deren sexuellem Missbrauch beteiligt haben. Zahlreiche Grössen der Weltpolitik, Kultur und Wirtschaft sollen sich in dem angeblichen «Sex-Ring» vergnügt haben. Einer der Angeschuldigten ist Staranwalt Alan Dershowitz. «Nach umfangreichen Ermittlungen durch den vormaligen Direktor des FBI bin ich vollständig entlastet», schreibt er in einem Beitrag. Zwei Hauptklägerinnen hätten bereits in der Vergangenheit zweifelhafte Beschuldigungen erhoben. Für Ghislaine Maxwell gelte, wie

für jeden Beschuldigten, die Unschuldsvormutung. **Seite 24**

Nach den gewaltsamen Protesten in den USA äussern Intellektuelle und Journalisten verständnisvolle Worte. Rufe nach Budgetkürzungen bei der Polizei stossen bei linken Stadtregierungen auf offene Ohren. Wer nach Gründen für diese radikale Toleranz suche, müsse sich an den amerikanischen Unis umsehen, sagt John M. Ellis, emeritierter Professor für deutsche Literatur an der Universität von Kalifornien in Santa Cruz. Im Interview mit Urs Gehrig erklart er, wie die Hochschulen in den letzten fünfzig Jahren zu «linksradikalen Hochbur-



**Schweizer Tourismus-Perlen.**

gen» geworden sind. In der jüngsten Generation betrage das Verhältnis zwischen linken und rechten Professoren 48 zu 1. Reformen seien nur von aussen möglich. **Seite 46**

Die Sommerferien beginnen, aber der Radius für internationale Reisen ist nach wie vor sehr eingeschränkt. Warum also den Corona-Sommer 2020 nicht als Einladung verstehen, die Schönheit der Schweiz neu zu entdecken? Der Zauber des Naheliegenden – das ist der Leitgedanke des dieser Ausgabe beiliegenden «Tourismus-Spezials». Michael Bahnerth ist dafür in das Meer der Berge eingetaucht, Hubert Mooser hat im Wallis eine ausgiebige Weinwanderung unternommen, und Katharina Fontana hat mit Christa Rigozzi die schönsten Winkel des Tessins erkundet – um nur einige der Perlen zu erwähnen, die man zwischen Ascona und Zermatt antreffen kann.

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Mitglied der Chefredaktion:** Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky  
**Website:** Alex Merz, Tim Tassonis  
**Sekretariat:** Sabine Mähner  
**Finanzen und Personal:** Tien Köppel

**Verlag:**  
**Verlagsleiter:** Sandro Gianini  
**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:**  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Online-Vermarktung:** GLA United  
**Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

**Betriebsleiter:** Samuel Hofmann  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Sommerkörper: Model Gismondi. Seite 36



Teile der Realität: private Waffen. Seite 28



## «Man kann nicht hundert Millionen Menschen importieren.»

Professor Nicholas Eberstadt  
zur Überalterung in China: Seite 40

## Titelgeschichte

- 20 **Trendfarbe Schwarz**  
Vermarktung der Opferrolle

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial  
7 **Kommentare**  
Zeitbombe am Arbeitsmarkt  
8 **Fussball** In der Corona-Falle  
8 **Denkmäler** Kulturraub in Istanbul  
9 **Eilmeldung** Wieso Japan so wenige Corona-Tote hat  
10 **Kopf der Woche**  
Ueli Vischer  
16 **Mörgeli**  
Vom Hündchen und Stöckchen  
16 **Bodenmann**  
Cheibe glatt: Dutti Frutti  
17 **Medien** Der Feind des Erfolgs  
17 **Die Deutschen** «Failed State»

## Inland

- 14 **Affären**  
Tumult an der Zürcher Herzklolik  
23 **Bundeshaus**  
Duo infernale des Bernerhofs  
28 **Debatten**  
Waffe – Instrument der Zivilisation  
31 **Beda M. Stadler**  
Coronas Zeugen  
32 **Paul Widmer**  
Krieg und Frieden  
35 **Bildung**  
Mehr Geld, weniger Schüler  
39 **Bern**  
Allemanns Religionskrieg

## Ausland

- 24 **Alan Dershowitz**  
Die Ghislaine Maxwell, die ich kenne  
25 **Inside Washington**  
Die Gnädigen  
27 **Italien**  
Contes Gespür für die Macht  
34 **Brief aus Berlin**  
Die europäische Methode  
38 **Stuttgart**  
Es fehlt bloss das Meer  
42 **Brasilien**  
Absage an den Populismus

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 22 **Austauschprogramm Erasmus**  
Die grosse Überhöhung  
26 **Schausteller**  
Das Karussell steht still  
41 **Einspruch**  
Interesse am Lernen

## Kultur & Gesellschaft

- 36 **Influencerin Jessica Gismondi**  
Mass aller Dinge  
43 **Adelsgeschlecht Doria-Pamphilj**  
Die hohe Kunst des Obenbleibens  
48 **Geschichte**  
Der Diener ist der Mörder  
49 **Stil**  
Lamborghini Urus  
50 **Länder**  
Aufstieg und Niedergang Georgiens  
56 **Reisen**  
Die Einsamkeit des griechischen Sommers

## Interviews

- 40 **Nicholas Eberstadt über China**  
Schneller grau als reich  
46 **Professor John M. Ellis** «Niemand darf von der linksradikalen Orthodoxie abweichen»

## Rubriken

- 7 **Im Auge**  
Paulo Dybala, Fussballstar  
12 **Personenkontrolle**  
13 **Nachruf** Brooks Brothers  
18 **Thiel** Rentnergefühl  
18 **Leserbriefe**  
19 **Fragen Sie Dr. M.**  
44 **Ikone der Woche** Max Beckmanns «Meeresstrand»  
52 **Fast verliebt** Romantik?  
52 **Knorrs Kultur**  
Wahnsinn der Nacht  
53 **Unten durch** Gletscherspalte  
54 **Wein** Alegre Valgañón: Rioja Tinto.  
54 **Die Bibel** Vorsehung  
55 **Auto** Mercedes-AMG GLE 53 4Matic+ Coupé  
55 **Jazz** Johnny Griffin & Eddie «Lockjaw» Davis  
58 **Tamaras Welt**  
Das Monster

# Fröhlich eingelullt

Neue Kluft zwischen der Schweiz und der EU. Seltsame Proteste. Corona, eine Pandemie der Transparenz. Von Roger Köppel

Die *Financial Times* meldet, dass die EU einen bisher unbekanntem Paragrafen dazu nutzen möchte, internationalen Konzernen in Europa mehr Steuern abzuluchsen. Der Vorstoss richte sich allerdings weniger gegen die Konzerne direkt als vielmehr gegen die EU-Mitgliedstaaten, die auf die gefährliche Idee kommen könnten, im Gefolge der Corona-Krise internationalen Unternehmen tiefere Steuern anzubieten.

Anscheinend handelt es sich um Paragraf 116 des EU-Vertrags. Er gibt Brüssel die Macht, «Störungen» im europäischen Binnenmarkt zu korrigieren. Bisher sei dieser Passus nie aktiviert worden, schreiben die Journalisten. Allerdings könne die EU-Kommission mit diesem Instrument beim Europäischen Gerichtshof Staaten mit «störend» tiefen Unternehmenssteuersätzen einklagen. Im Visier seien die Niederlande, Luxemburg, Belgien und Irland. Die EU stellt sich auf den Standpunkt, die Massnahme sei gedacht, um «schädliche» Steuer-senkungen in wirtschaftlich anspruchsvollen Zeiten zu bekämpfen.

Warum ist diese Nachricht aus Schweizer Sicht interessant? Weil die Schweiz traditionsgemäss in Europa ein Land mit niedrigen Steuern war. Ob sie es immer noch ist, darüber kann man streiten. Aber nicht bestreiten lässt sich die Feststellung, dass die Schweiz dank einem günstigen Steuerklima in der Vergangenheit eine Vielzahl grossartiger Unternehmen anziehen und hierbehalten konnte. Die Garantie privaten Eigentums, die Stabilität der Rechtsordnung und ein freier Arbeitsmarkt waren weitere Trümpfe. Aber die Steuern waren immer mindestens so wichtig.

Die Schweiz steht für Steuerwettbewerb und möglichst niedrige Abgaben. Die EU steht für das Gegenteil. Traumatisiert von mehreren Weltkriegen, scheinen sich Europas Politiker immer sturer darauf verständigen zu wollen, in der EU das System eines fiskalischen Einheitsstaats einzuführen. Wettbewerb ist Gift, die Ansprüche der

Steuerbehörden sind wichtiger als das Portemonnaie der Bürger und der Unternehmen. Man muss nicht Ökonom oder Politologe sein, um in der Steuerfrage eine weitere Unvereinbarkeit zwischen der Schweiz und der heutigen EU zu sehen.

Zwar flauen die Rassenproteste in den USA allmählich ab, doch die Frage bleibt interessant, warum die Auflehnung gegen Sklaverei und Rassismus gerade dann am heftigsten aufbrundet, wenn es den Schwarzen in den USA so gut geht wie nie. Alle Statistiken belegen das, etwa die Durchschnittseinkommen oder die Zahl der College-Abschlüsse. Sie waren nie höher.

Natürlich ist die im Fall Floyd dokumentierte Polizeigewalt ein Hammerschlag. Doch die Einhelligkeit, mit der dieses Verbrechen



in der Öffentlichkeit verurteilt wird, macht doch hinreichend deutlich, dass die USA kein Staat von Sklavenhaltern mehr sind. Ausserdem hatten die USA bis vor kurzem einen schwarzen Präsidenten mit Vorfahren in Kenia. Viele scheinen es vergessen zu haben. Oder wollen sie es vergessen?

Was also ist der Grund für den Aufruhr? Gewiss, die Wahlen spielen hinein. Hinter der Flagge der Antirassisten marschieren die Trump-Gegner, viele Linke, Leute, denen der gegenwärtige Präsident nicht passt. Trotzdem bleibt es merkwürdig. Wir sind mit der Tatsache konfrontiert, dass Menschen, denen

es wirklich dreckig geht, ihre Lage oft erstaunlich lange klaglos erdulden. Kaum aber stellt sich Besserung ein, bricht der geballte Unmut, dessen Anlass nicht mehr besteht, ungefiltert aus ihnen heraus. Könnte es sein, dass soziale Proteste wie diese immer auch das Resultat eines Mangels an anderen, gravierenderen Problemen sind? Nur weil die Gegenwart vergleichsweise schön ist, können es sich die Menschen leisten, sich mit dieser Wut und Energie in die Sünden und Missstände der Vergangenheit zu stürzen.

In den letzten Wochen wurde mein Sinn fürs Surreale mehrfach strapaziert. Ich spreche von Corona. Am Anfang hatten wir Verständnis. Das Virus war unbekannt. Der Bundesrat wollte keine Risiken eingehen. Namhafte Experten zeigten Modellkurven mit über 100 000 Toten in der Schweiz bis Juli. Die Weltgesundheitsbehörde (WHO) ängstigte uns mit Berichten, laut denen 4 Prozent der Infizierten sterben würden.

Inzwischen sehen wir klarer. Die Todesrate ist vierzigmal kleiner, bei ungefähr 0,1 Prozent, im Bereich einer schweren Grippewelle. Von den Verstorbenen ist die Hälfte älter als 84, die andere Hälfte zwischen 78 und 84. Die durchschnittliche Lebenserwartung in der Schweiz liegt bei 83. 97 Prozent der Verstorbenen hatten eine oder mehrere Vorerkrankungen. 85 Prozent der über Achtzigjährigen, die sich mit Sars-CoV-2 anstecken, überleben. Die Forscher mit ihren falschen Modellrechnungen haben sich in ihre Universitäten verkrochen.

Viren suchen die Menschen seit Zehntausenden von Jahren heim. Zum ersten Mal aber haben wir die Instrumente, um ihre Ausbreitung in Echtzeit zu verfolgen. Infektionszahlen, Hochrechnungen, Sterblichkeitsziffern, Hotspots und angebliche dramatische Einzelfälle in den sozialen Medien haben eine Art Pandemie der Erregung erzeugt, die weitgehend darauf zurückzuführen ist, dass unser Wahrnehmungsapparat es nicht gewohnt ist, mit den Daten zurechtzukommen, die täglich auf uns einprasseln.

Neu ist nicht die virale Bedrohung. Neu ist nur die Transparenz, mit der uns Medien und Behörden das Virus vermitteln. Bis wir lernen, mit den Zahlen und Kurven umzugehen; bis wir es schaffen, darauf eine angemessene emotionale Reaktion zu entwickeln, wird die Pandemie andauern und damit auch der politische und wirtschaftliche Ausnahmezustand, in den sich die Menschen, fröhlich eingelullt durch gigantische Zahlungen des Staates, so widerstandslos fügen.



© Pixabay



Bilder: © Ruka Adventures

## VIP-Spezialreise «Winter in Finnisch-Lapland» Weisse Winterwunderwelt

Hoch oben im Norden Finnlands offenbart der Winter seinen grössten Zauber. Weisse Schneelandschaft, sattes Himmelsblau, sternenklare Nächte und bunte Nordlichter: Die sechstägige Lapland-Reise verspricht Entschleunigung und unvergessliche Eindrücke.

Das mystische Land, in dem mehr Rentiere als Menschen leben, beeindruckt mit seiner traumhaften Naturkulisse. Unser Lapland-Abenteuer beginnt bereits mit der Fahrt zum Hotel in Ruka durch die tiefverschneite Landschaft.

Am zweiten Tag besuchen wir ein Rentiergehege und lassen uns auf Schlitten durch den Märchenwald ziehen. Abends gleiten wir mit dem Schneemobil durch die klare Polarnacht. Hoch ist die Wahrscheinlichkeit, hier die geheimnisvollen Nordlichter zu erblicken.

Typische Lappländer sind auch die treuen Huskys mit ihren tiefblauen Augen, die wir am dritten Tag kennenlernen. Es gibt kaum eine schönere und umweltfreundlichere Art, die arktische Wildnis zu durchstreifen, als auf einer Hundeschlittenfahrt (optional).

Für einen Ganztagsausflug nach Rovaniemi, der Hauptstadt Lapplands, können wir uns am vierten Tag entscheiden. Hier besuchen wir das

spektakuläre Arktikum und das berühmte Weihnachtsmandorf (optional).

Sprudelnde Bäche, rauschende Flüsse und Wasserfälle: Das Highlight des vorletzten Tages ist die Schneeschuhwanderung im unvergleichlichen Oulanka-Nationalpark. Mit dem Besuch einer original finnischen Sauna (optional) endet unsere Traumreise – entspannt und bereichert geht es zurück in die Heimat.



### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Spezialreise «Winter in Finnisch-Lapland»**  
13. bis 18. Dezember 2020

#### Leistungen:

- Flug Zürich–Kuusamo–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 5 Übernachtungen mit Frühstück und Abendessen im 4 Sterne «Landeskategorie» Sporthotel Scandic Rukahovi
- 1 Imbiss (am 2. Tag)
- Besuch eines Rentiergeheges und Fahrt im Rentierschlitten
- Nachtfahrt mit einem Schneemobil
- Schneeschuhwanderung zum Oulanka-Nationalpark

#### Zusätzlich buchbar:

- Husky-Safari (Fr. 185.–)
- Rovaniemi-Ausflug (Fr. 145.–)
- Sauna inkl. Dinner (Fr. 145.–)
- Eisfischen, 3 St. inkl. Schlittenfahrt (Fr. 95.–)
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

#### Preis (pro Person im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2180.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2480.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über  
Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an:  
info@mondial-tours.ch

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Zeitbombe am Arbeitsmarkt

Von Beat Gygi — Der Juni hat die Unterbeschäftigung etwas gemildert, aber die grossen Probleme sind noch nicht gelöst. Kurzarbeit schön das Bild.



Leichte Entspannung.  
Seco-Direktionsleiter Boris Zürcher.

Die offiziellen Arbeitsmarktzahlen zum Monat Juni wirken zunächst beruhigend. Es sieht so aus, als sei der erste grobe Schock der Corona-Krise bei den Firmen schon einigermaßen überstanden. Ende Monat waren in der Schweiz 5700 Personen weniger als arbeitslos gemeldet als Ende Mai, und entsprechend hat sich die Arbeitslosenquote von 3,4 auf 3,2 Prozent verringert – und sowohl bei der Jugend wie bei den über Fünfzigjährigen zeigt sich eine Verbesserung der Lage. Etliche Konjunkturexperten reagierten positiv überrascht auf die leichte Entspannung. Der Shutdown hat aber tiefe Spuren hinterlassen. So waren dieser Tage immer noch gut 150 000 Arbeitslose bei den Ämtern eingeschrieben, 55 Prozent mehr als vor einem Jahr. Und alles in allem sind es im Land gegenwärtig 234 000 Leute, die offiziell eine Stelle suchen.

Rasch kam die Stimmung auf, der Schweizer Arbeitsmarkt sei mit seinen flexiblen Firmen eben doch hart im Nehmen. Laut Boris Zürcher, Leiter der Direktion Arbeit im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), ist der Anstieg der Arbeitslosenzahlen zum Stillstand gekommen. Aber die Arbeitslosenzahlen zeigen nicht das ganze Bild. Verborgen hinter Fabrikmauern und Bürowänden befinden sich weit über eine Million Menschen, die gegenwärtig in Kurzarbeit sind und nicht genau wissen, was in einigen

Wochen mit ihnen geschehen wird. Im April waren 1,9 Millionen Anträge auf Kurzarbeit durch die Bundesverwaltung bewilligt, das bedeutete einen Rekordstand, der vorübergehend rund 37 Prozent aller Werkstätigen im Land entsprach – Welch eine Vorstellung: mehr als ein Drittel der Arbeitswilligen am Daumendrehen. Im Mai und Juni wurden dann kaum noch Gesuche eingereicht, und zudem zeichnet sich laut dem Staatssekretariat für Wirtschaft aufgrund der März- und April-Anträge nun ab, dass die Bewilligungen zu etwa 60 Prozent ausgeschöpft werden dürften. Aber eben, das übertrifft die Millionengrenze.

## Übertünchte Probleme

Kenner des Arbeitsmarktes weisen darauf hin, dass bisher erst die kleineren Steine aus dem Gefüge gefallen seien, KMU und Temporärarbeitsvermittler seien beim Stellenabbau vorangegangen. Die grossen Brocken aber kämen erst noch dran, zahlreiche gewichtige Unternehmen seien am Planen von Stellenreduktionen, die im dritten und vierten Quartal zur Umsetzung kämen. Unter grossem Druck stünden Reiseunternehmen und die Luftfahrtbranche samt Zulieferbetrieben, des Weiteren die Autoindustrie mit ihren vielfältigen Lieferketten, aber auch die Anbieter von Luxusgütern – nach August werde man die Erschütterungen zu spüren bekommen. Am Schluss wird sich zeigen, in welchem Ausmass die Kurzarbeit schliesslich in Arbeitslosigkeit mündet. Um dieses Resultat günstig zu beeinflussen, hat der Bundesrat soeben den Zeitrahmen gedehnt und die maximale Frist für Kurzarbeit von zwölf auf achtzehn Monate verlängert.

Kurzarbeit wurde bisher immer als Patentrezept gelobt, als automatischer Stabilisator des Wirtschaftsgangs, als Puffer, der es in Flauten erlaube, vorübergehend unterbeschäftigte Mitarbeiter in der Firma zu behalten, damit diese bei einsetzendem Aufschwung sofort wieder voll mitziehen könnten. Aber Kurzarbeit hat offensichtlich auch eine böse Kehrseite: Sie ermöglicht es, eine Weile lang ernsthafte Beschäftigungsprobleme zu übertünchen. Grosse Unternehmen haben nun offenbar Kündigungen hinausgezögert und die Überkapazitäten mit Hilfe der Kurzarbeit verschleiert. Das kann aus Prestige Gründen geschehen sein, denkbar ist aber auch, dass aus Rücksicht auf Abstimmungen und politische Entscheidungen substanzielle Stellenreduktionen in den Herbst hinein verschoben wurden.

# Davongekommen



Paulo Dybala, Fussballstar.

Gehilt. Zu den Überlebenden erfährt man wenig. Paulo Dybala, 26, Fussballgladiator in Diensten von Juventus Turin, geriet über Nacht ausser Atem, und seine Freundin, die Sängerin Oriana Sabatini, 24, spürte das Kratzen im Hals. Ihre Tests im März fielen positiv aus, das Coronavirus hatte sie erwischt. Sie blieben in der Quarantäne ihrer Villa im Grünen, und weil die Situation in Italien immer bedrohlicher wurde, überlegten sie sich die Flucht, vielleicht nach Dubai. Aber dann verschloss sich die Welt. Dybala kennt diese traumatischen Gefühle der Ohnmacht und Heimatlosigkeit.

Er war ein kleiner Junge, als in Laguna Larga tief in der argentinischen Pampa eine Räuberbande, als Polizisten verkleidet, die Bank überfiel. Als er fünfzehn war, starb sein Vater, der ihn täglich nach Cordoba zum Training chauffiert hatte. Sein Grossvater war nach dem Zweiten Weltkrieg aus Polen nach Argentinien geflüchtet, die Grossmutter stammte aus Neapel. Mit neunzehn kam «La Joya», das Juwel, der leichtfüssige kleine Prinz mit den melancholischen Augen, nach Palermo zu einem Klub im Mafia-geruch. Nach drei Jahren landete er in den Fangnetzen der allmächtigen Juventus der Agnelli-Familie. Sein kristallines Talent erinnerte an Argentinien's Volkshelden Maradona und Messi, aber er erschien immer eine Spur zu scheu, zu verträumt. Seit Superstar Ronaldo bei Juventus spielt, wirkt Dybala wie befreit von der Last der Verantwortung. (Übrigens verzichteten alle Juve-Spieler auf vier Monatsgehälter.)

Und seit seiner Covid-19-Erkrankung – den Negativ-Testbescheid erhielt er nach 45 Tagen am 7. Mai – spielt Dybala sogar aggressiver und fantasievoller als zuvor. Er ist in die Rolle hineingewachsen, die ihn von klein auf faszinierte: die des Gladiators Maximus im Monumentalfilm, in den er sich verwandelt, wenn er ein Tor geschossen hat. Er zeigt dann für seine 26 Millionen Follower auf Instagram seine «mask celebration», legt sich die linke Hand vors Gesicht wie eine Maske. Wenn das keine Botschaft ist. Peter Hartmann

## Fussball-Farce

Von *Thomas Renggli* — Am Zürcher Corona-Problem leiden die St. Galler.

Fussballer sind Freidenker – und Freigänger. Dies bewies Mirlind Kryeziu, Innenverteidiger des FC Zürich. Er schleppte das Coronavirus in den Mannschaftsbus, versetzte seine Teamkollegen in Quarantäne und den Schweizer Fussball an den Rand des Saisonabbruchs.

Die Rechnung ist einfach: Wenn ein Team im Stossverkehr des Corona-Sommers ausfällt, bricht die ganze Saisonplanung zusammen. Zu eng ist der Terminkalender befrachtet. Der FCZ half der Liga aus der Patsche, indem er am Dienstag gegen Basel mit einer verstärkten Nachwuchsequipe antrat.

Den hehren Zürchern gehöre ein Fairnesspreis, hiess es da und dort. Dieser Gedanke greift nicht. Dass es so weit kommen konnte, ist der Naivität der Liga-Chefs um Präsident Heinrich Schifferle anzurechnen. Wurden

### Aber vielleicht hat Sion-General Christian Constantin noch eine Corona-Pointe auf Lager.

nämlich in allen ernstzunehmenden Fussballmeisterschaften, die den Spielbetrieb während der Pandemie wieder aufnahmen, rigide Sicherheitsverordnungen erlassen und die Mannschaften hermetisch von der Aussenwelt abgeschirmt, galt in der Super League das Prinzip *laissez faire*. Dass dies ausgerechnet in der Partymetropole Zürich in die Corona-Falle führte, ist kaum Zufall.

### Aus dem Vollen

Die Leidtragenden schauen rund achtzig Kilometer weiter östlich konsterniert zu: die Spieler und Verantwortlichen des Überraschungsteams aus St. Gallen. Die besitzen zwar weiterhin reelle Chancen auf den Meistertitel, doch selbst die präsidiale Frohnatur Matthias Hüppi kann sich vor der Realität nicht verschliessen: Wird der FCZ auch am Samstag gegen die Young Boys nur mit der zweiten Garde auflaufen, kann er am 25. Juli im Heimspiel gegen den FC St. Gallen wieder aus dem Vollen schöpfen.

Die Meisterschaft verkommt zur Farce. Guter Rat ist teuer. Aber vielleicht hat Sion-General Christian Constantin noch eine Corona-Pointe auf Lager. Zaubert er einen Covid-19-Fall aus dem Ärmel oder geht juristisch in den Gegenangriff, droht der Super League 2019/20 der Lockdown – diesmal ultimativ.

## Kulturrraub in Istanbul

Von *Pierre Heumann* — Die Türkei macht aus der Hagia Sophia eine Moschee. Der Westen protestiert zähneknirschend gegen die Aneignung des Weltkulturerbes. Die Schweiz schweigt.

Wehrlos sieht die Welt zu, wie ihr die Hagia Sophia abhandenkommt. Ohne die Unesco zu konsultieren, wandelt der türkische Präsident Recep Tayyip Erdogan eines der wertvollsten Kulturdenkmäler der Welt in eine Moschee um. Am 24. Juli sollen Muslime in der Ayasofya erstmals seit Jahrzehnten wieder beten.

Die Bedeutung der Neo-Moschee liegt nicht nur im Bau an sich. Bedeutsam sind auch die christlichen Kunstwerke im Innern des Gebäudes. Sie sind nicht Eigentum der Türkei, sondern gehören als welthistorisches Erbe der Menschheit. Während der Gebetszeiten sollen sie künftig unsichtbar gemacht werden – entweder mit Tüchern oder mit Laserstrahlen.

### «Offene Provokation»

Gegen die Umwandlung erheben sich Proteste. Die USA zeigen sich «enttäuscht», dass die türkische Regierung den Status der Hagia Sophia ändert. Griechenlands Kulturministerin nennt es eine «offene Provokation der ganzen zivilisierten Welt». Die EU «bedauert» den Entscheid Erdogans, das Monument unter die Verwaltung des Religionsministeriums zu stellen. Deutschland nimmt den Vorgang «mit Bedauern» zu Kenntnis.

Und die Schweiz? Sie schweigt. Dabei sieht das Aussendepartement seine Aufgabe bei der Unesco erklärermassen darin, einen Dialog zwischen den verschiedenen Akteuren zu fördern, «der die Einhaltung der etablierten und vereinbarten Regeln zum Schutz des Welterbes berücksichtigt». Das Aussendepartement spiele in der Unesco eine «aktive Rolle», heisst es auf seiner Internetseite. Man sei mit einer ständigen Delegation am Sitz der Organisation in Paris vertreten.

Insgesamt lässt sich die Schweiz das Engagement in der Unesco vier Millionen Franken kosten. Doch statt in der Causa Hagia Sophia eine eigene Stellungnahme abzugeben, verweist das Aussendepartement lediglich auf die Unesco-Direktion, die selbst einen «Aufruf zum Dialog und zur Einhaltung der Verfahren» veröffentlicht hat.

Dabei geht es nicht nur um Kultur, sondern auch um Machtpolitik. Die Hagia Sophia hat eine lange, wechselvolle und symbolbeladene Vergangenheit. Fertiggestellt wurde die Kirche der «Göttlichen Weisheit» im Jahr 537. Während fast tausend Jahren war sie Krönungskirche der byzantinischen Kaiser. Ihre

Zeit als Symbol der christlichen Macht und Vorherrschaft ging zu Ende, als die muslimischen Osmanen unter Mehmet II. ihr Reich gründeten. Der Eroberer Konstantinopels machte aus der Kirche eine Moschee. Fortan war sie das Symbol des islamischen Zeitalters, was für Christen ein Schock war.

### Nächstes Ziel: Jerusalem

Erst unter Atatürk, dem säkularen Reformier der Türkei, änderte sich das. Die Ex-Kirche und Ex-Moschee wurde 1934 zum Museum. Der Modernisierer setzte damit ein symbolisches Zeichen für die säkulare Revolution, die er im Land durchgesetzt hatte.

Erdogan macht dies rückgängig. Dabei zementiert er seine Hinwendung zum Islam mit dem Bau von Gotteshäusern. Er gibt reihenweise Moscheen in Auftrag, wie zum Beispiel die Camlica-Moschee, die so gross ist, dass sie die Skyline Istanbuls verändert. Demnächst eingeweiht werden soll die von ihm favorisierte Moschee auf dem zentralen Taksim-Platz im säkularen Zentrum Istanbuls.

Die Rückgewinnung der Hagia Sophia setzt der Trias der islamischen Gotteshäuser in Istanbul, der Geburtsstadt Erdogans, die Krone auf. Zumindest vorläufig. Denn als Nächstes, sagt Erdogan, werde er sich die Al-Aksa-Moschee in Jerusalem vornehmen.



Krönungskirche der byzantinischen Kaiser: Hagia Sophia.



# Wieso Japan so wenige Corona-Tote hat

Von Pierre Heumann — Im Kampf gegen die Pandemie verzichtet Japan auf Gesetze und Vorschriften und setzt stattdessen auf Kooperation mit den Bürgern. Botschafter Kojiro Shiraishi erklärt das Erfolgsmodell.



Cluster-Strategie: Disney-Land in Tokio bei der Wiedereröffnung, 1. Juli.

Eigentlich müsste Japan zu den Ländern gehören, die von der Corona-Epidemie ausserordentlich stark betroffen sind. Die über 65-Jährigen, für die das Virus besonders gefährlich ist, machen über einen Viertel der Bevölkerung aus. Zudem leben neun von zehn Japanern dicht gedrängt in Städten, was die Ansteckungsgefahr erhöht.

Trotzdem fällt Japans Todesstatistik deutlich milder aus als in vielen Ländern, darunter auch der Schweiz. Erreicht wurde das gute Resultat ohne Vorschriften und ohne Gesetze, ohne erzwungene Lockdowns oder Shutdowns, sondern nur mit Empfehlungen. Selbst als im April die ausserordentliche Lage deklariert wurde, erliess die Regierung keine Notfallverordnungen, sondern beschränkte sich auf kollektive Seelenmassage: Die Bevölkerung wurde zur Kooperation aufgefordert. Man solle auf unnötige Tätigkeiten ausser Haus verzichten, vom Home-Office aus arbeiten und auf soziale Distanzierung achten.

Grund genug, um bei Kojiro Shiraishi, dem japanischen Botschafter in Bern, vorzusprechen und ihm die makabre Frage zu stellen: «Ihre Exzellenz, weshalb gab es in Japan bisher nicht mehr Corona-bedingte Todesfälle?»

«Wir haben die Gefahr von Covid-19, die von China ausging, in einem frühen Stadium erkannt. Dann haben wir versucht, die Spitze des Virenausbruchs zu verzögern. Damit gewannen wir Zeit, um uns vorzubereiten. Die USA und Europa haben demgegenüber zu lange gezögert, Massnahmen zu ergreifen, um der sich abzeichnenden Krise zu begegnen.»

«Können Sie den japanischen Erfolg mit Zahlen belegen?» – «Bis zum 13. Juli gab es bei uns insgesamt 983 Menschen, die an Corona starben.

In der Schweiz waren es mit 1968 Toten fast doppelt so viele. Angesichts der sehr unterschiedlichen Bevölkerungszahlen lässt sich die Effizienz der japanischen Politik ermesen. In Japan leben 126 Millionen Menschen, fast fünfzehn Mal mehr als in der Schweiz. Und trotzdem gab es bei uns bisher weniger Corona-Tote.»

Der Erfolg lasse sich unter anderem mit der japanischen Kultur erklären, erklärt Shiraishi, der seit Oktober Botschafter seines Landes in Bern ist. Statt sich bei der Begrüssung die Hand zu geben, verbeuge man sich kurz, man lasse die Schuhe draussen, und auf Hygiene sei immer schon geachtet worden.

Ebenso wichtig, sagt der Gesandte, seien die «drei C». Seine Regierung bezeichne mit die-



«Japanische Kultur»: Botschafter Shiraishi.

sem Kürzel Orte mit einer hohen Ansteckungsgefahr: *closed spaces* (geschlossene Räume), *crowded places* (dicht bevölkerte Plätze) und *close-contact settings* (enger Kontakt). Die Menschen sind aufgefordert, diese drei C zu meiden.

Zum Arsenal gegen Corona gehört auch die Gesichtsmaske. «Zu meinem Erstaunen», schmunzelt der 74-jährige Shiraishi, der den grössten Teil seiner Karriere als Reporter, politischer Analyst und Präsident der einflussreichen Zeitung *Yomiuri Shimbun* mit einer Auflage von neun Millionen verbracht hat, «tragen jetzt auch Leute eine Maske, die sie eben noch als nutzlos bezeichnet haben. Doch im Ernst», fährt der Botschafter fort, «wir in Japan ziehen uns die Maske an, wann immer wir das Haus verlassen, um uns und die anderen vor Ansteckung zu bewahren. Sie schützt im Frühling zudem vor den Pollen.»

Als wichtiges Anti-Epidemie-Instrument wendet Japan die sogenannte Cluster-Strategie an. In einem frühen Stadium kamen Experten der öffentlichen Gesundheit den Übertragungsmechanismen des Virus auf die Spur. Die japanischen Forscher fanden heraus, dass nur eine kleine Anzahl von Menschen das Virus übertragen kann. Deshalb versucht man, die Übertragungsketten zu durchbrechen und die Menschen, die zur Übertragung in der Lage sind, zu isolieren. Wobei das in einem ersten Schritt bloss eine Empfehlung ist.

«Der japanische Cluster-Ansatz ist auf ein rückwirkendes Nachzeichnen fokussiert. Er unterscheidet sich von anderen Ländern, die auf ein prospektives Vorgehen setzen», meint Shiraishi. Man wolle nicht nur neuentdeckte Fälle behandeln, sondern auch Aktivitäten von mehreren infizierten Personen zurückverfolgen, um deren gemeinsame Ansteckungsquelle zu identifizieren und künftig auszuschliessen.

## Wunderwaffe Fugaku

Japan setzt im Kampf gegen Corona auch auf Hightech, vor allem auf den neuen Supercomputer Fugaku, der als einer der stärksten der Welt gilt. Mediziner und Big-Data-Experten setzen Fugaku ein, um den Transmissionsmechanismus von Covid-19 in den Griff zu bekommen. Zudem soll er helfen, Medikamente für Corona-Patienten zu finden. Erste Ergebnisse der Experimente hätten zu «nützlichen Resultaten» geführt.

«Alle sind von den Pandemieschäden betroffen», sagt Shiraishi, «aber man kann noch nicht sagen, ob die japanische Wirtschaft weniger von der Krise betroffen sein wird als die USA oder Europa.» Sicher ist bloss: Sowohl der Währungsfonds als auch die OECD sagen Japan für dieses Jahr ein Negativwachstum von 5,8 respektive 7,3 Prozent voraus. Die Regierung hat deshalb ein Zusatzbudget verabschiedet, zusammen mit einer massiven Konjunkturspritze, die 20 Prozent des Sozialproduktes beträgt.

# So baslerisch, wie man es sich nur denken kann

Von Erik Ebnetter — Die desolante Situation der Messe Schweiz erzählt viel über die Eigenheiten von Basel, wo das Unternehmen beheimatet ist. Ihr langjähriger Präsident ist die Daig-Persönlichkeit Ueli Vischer. Mit dem Engagement von Investor Murdoch könnte er der Heimat einen letzten Dienst erwiesen haben.

Man kann sich die Beweisführung sparen: Die MCH Group ist ein «Sanierungsfall». Das sagt kein Geringerer als Ueli Vischer, der seit 2006 das Unternehmen präsidiert und es zwischenzeitlich auch operativ führte.

Am Freitag trat Vischer in Basel vor die Medien, um die «wichtigste Entscheidung» in der Geschichte der MCH Group mitzuteilen. Es geht um eine Kapitalerhöhung von 104,5 Millionen Franken. Der britisch-amerikanische Investor James Murdoch beteiligt sich mit 50 bis 75 Millionen Franken daran. Dafür erhält er 29 bis 44 Prozent der Aktien.

MCH steht für Messe Schweiz. Das Unternehmen entstand 2001 durch Fusion der Messengesellschaften Basel und Zürich. 2019 macht es einen Verlust von 10 Millionen Franken. Die beiden Jahre zuvor waren es kumuliert 300 Millionen Franken gewesen. Das Wort Sanierungsfall erinnert vor diesem Hintergrund an das viel gerühmte Basler Understatement.

## Miami Beach und Hongkong

Faktisch ist die Messe Schweiz ein Basler Unternehmen. Sie unterhält zwar Standorte in Zürich und Lausanne, hat aber ihren Hauptsitz und die meiste Ausstellungsfläche am Rheinknie. Der Kanton Basel-Stadt hält bislang einen Anteil von 33,5 Prozent an der Gruppe, die mit der Art Basel und ihren Ablegern in Miami Beach und Hongkong den Namen der Stadt in die Welt trägt.

Kleinere Beteiligungen gehören dem Kanton Baselland sowie Stadt und Kanton Zürich. Während Zürich einen Verwaltungsrat stellt und Baselland keinen mehr, entsendet die Basler Regierung zwei Vertreter in das Gremium: Wirtschaftsdirektor Christoph Brutschin (SP) und Finanzdirektorin Tanja Soland (SP).

Auch Ueli Vischer (LDP) war einmal Regierungsrat. Von 1992 bis 2004 leitete er die Basler Finanzdirektion. Kaum hatte er das Amt abgegeben, übernahm er das Präsidium der Messe Schweiz, in deren Verwaltungsrat er seit ihrer Gründung sass.

Damals, im Frühling 2006 lief es dem Unternehmen prächtig. Der Aktienkurs war in kurzer Zeit um fast 100 Prozent gestiegen. Der Verwaltungsrat präsentierte ein Rekordergebnis: 14,6 Millionen Franken. Man hatte den Gewinn verdreifacht. Die Lokalpresse jubelte: «Basel ist viele Messen wert».

Vischer stimmte in den Chor ein. In seinem ersten grossen Interview in der neuen Funktion sagte er: «Die Messe ist nicht einfach irgendeine

Gesellschaft, sondern sie ist für Basel eine ganz zentrale Institution.» Seine Arbeit als Verwaltungsratspräsident nannte er eine Ehre und verstand sie explizit auch als Engagement für die Region.

## «Ich sehe darin nichts Anrühiges»

Was damit gemeint sein mochte, zeigt das neue Messegebäude im Kleinbasel, erbaut nach Plänen von Herzog & de Meuron. Die Basler Architekten – «quasi die Hausplaner der Messe», so Vischer – hatten den Auftrag ohne Ausschreibung bekommen, obwohl der 430-Millionen-Franken-Bau, der nur 350 Millionen Franken hätte kosten sollen, mit öffentlichen Geldern gefördert wurde.

Die freihändige Auftragsvergabe gab viel zu reden, doch im Antrittsinterview von Frühling 2006 wiegelte Vischer ab: «Ich sehe darin nichts Anrühiges. Immerhin sind Herzog & de Meuron weltweit anerkannt. Es ist doch toll, dass sie sich überhaupt noch bereit erklären, etwas in ihrer Heimatstadt zu bauen.»

Auch was die Staatsgelder anging, mochte Vischer, immerhin Mitglied der wirtschaftsfreundlichen LDP, keine Probleme erkennen:

## Historiker Burckhardt schrieb: «Wo mit der Polis gebrochen wird, ist's jedes Mal eine Tragödie.»

«Wir haben dieses durchaus begriffliche Argument sehr genau mit den Regierungen abgeklärt», erklärte er, der eben noch selber der Basler Regierung angehört hatte.

Heute haben die Abschreibungen auf das Messegebäude einen grossen Anteil an der finanziellen Schiefelage des Unternehmens. Der Niedergang der Messe Schweiz erzählt auch deshalb viel über Basel und seine Eigenheiten.

Die NZZ urteilte 2018: «Der international tätige Konzern ist zu eng mit der lokalen Politik verfilzt.» Es gebe in der Stadt eine Tendenz, sich stark gegen innen auszurichten. «Auf eigene Stärken zu setzen, ist gut. Sich einzig darauf zu verlassen, hemmt Entwicklungen.»

Tatsächlich hat Basel mit Roche und Novartis zwei Konzerne mit globaler Strahlkraft hervorgebracht. Vor allem Roche ist immer noch stark baslerisch geprägt. Die Hälfte der stimmberechtigten Inhaberaktien gehört Nachkommen des Unternehmensgründers.

Gleichzeitig wurde Roche auch durch Persönlichkeiten von aussen geprägt. Der kürzlich ver-

storbene Fritz Gerber aus dem Emmental erwarb als Roche-Chef das amerikanische Biotechnologie-Unternehmen Genentech, das massgeblich am heutigen Erfolg von Roche beteiligt ist. Er wirkte zudem als Sprecher der Familienaktionäre, was seine besondere Rolle unterstreicht.

## Bürgerrecht seit 1649

Das Milieu der Roche-Erben, der sogenannte Daig, ist auch Ueli Vischer wohlvertraut. Seine Familie gehört zu dieser Gesellschaftsschicht und zählt zu den bekanntesten der Stadt. Ihr Bürgerrecht geht zurück auf das Jahr 1649. Über Heiraten ist man mit anderen führenden Geschlechtern verbunden.

Wie eng gesponnen Vischers Machtnetz ist, zeigt eine Auswahl der Ämter und Funktionen, die er innehatte oder innehat. Nach seinem Rücktritt als Regierungsrat übernahm er nicht nur das Messe-, sondern auch das Universitätsrats-Präsidium. Später wurde er Meister der Schlüssel-Zunft, die als vornehmste der Stadt gilt. Zudem ist er Anwalt in der einflussreichen Kanzlei Vischer, deren Namen auf einen Verwandten zurückgeht. Von allen Partnern hat nur er das Einzelzeichnungsrecht.

Auf Zürich umgelegt, würde das bedeuten: Ein ehemaliger Regierungsrat mit klingendem Namen präsidiert die Universität und das Kongresshaus, führt eine Kanzlei wie Homburger und ist Constaffelherr.

In Bern sähe es so aus: Eine Persönlichkeit aus alter Familie wirkt in der Regierung, bei der Universität, bei der Bernexpo, bei Kellerhals Carrard und bei der Gesellschaft zum Distelzwang – nicht immer gleichzeitig, aber immer in herausgehobenen Positionen.

Man muss ziemlich weit zurückgehen, um vergleichbare Biografien in Zürich oder Bern zu finden.

Das Ancien Régime wirkt in Basel stärker fort. Bern mag seine Burger haben, Zürich seine Zunftaristokraten: Die Bedeutung, die der Daig in Basel bis heute besitzt, haben die alten Familien in Bern und Zürich verloren.

Der Basler Sonderfall mag auch mit der Abspaltung der Landschaft im Jahr 1833 zu tun haben. Fortan beschränkte sich die Basler Elite auf den Stadtstaat, bewahrte ihn, so gut sie konnte. Der Basler Historiker Jacob Burckhardt, auch er eine Daig-Persönlichkeit, schrieb im 19. Jahrhundert: «Wo mit der Polis gebrochen wird, oder wo man sie einbüsst, ist's jedes Mal eine Tragödie.»



*Beeindruckende Ämterammlung:* Daigler Vischer.

Heute klingt es prosaischer: «Basel tickt anders.» Das tragen die an sich diskreten Basler gern zur Schau, zum Beispiel an der Fasnacht, wo *Schnitzelbängg* gegen Zürcher und andere Nichtbasler eine eigentliche Kunstform bilden.

Gleichzeitig werden Basler in der Restschweiz da und dort als fremd wahrgenommen. Der Journalist Fritz René Allemann schrieb, es könne nur einem Basler passieren, dass er in der Innerschweiz einem Bauern eine Frage auf Schweizerdeutsch stelle und eine Antwort auf Hochdeutsch erhalte. Allemann darf als Gewährsmann gelten: Er war Basler.

#### «Chrampfer der Oberklasse»

Das gepflegte Baslerdeutsch, das in der Restschweiz oft als gespreizt empfunden wird, ist auch Vischer eigen. «Y nimm allewyy! am Morge e Brioche und ha Iine drum au ains mitbrocht», begrüßte er 2018 einen Journalisten der Schweiz am Wochenende. Dieser kommentierte: «Allewyy! Brioche – Vischer selber füttert das Klischee eines Daiglers.»

Anders als der verstorbene Daniel Vischer, der nach Zürich ging und Gewerkschafter sowie Grünen-Nationalrat wurde, hat Ueli Vischer nie mit seiner Herkunft gebrochen. Seine Karriere begann er standesgemäss bei der Basler Ver-

sicherungsgesellschaft, der heutigen Bâloise, die als Daig-Firma gilt. Dort brachte er es bis zum Generalsekretär und Delegierten für das Italien-Geschäft.

Sein Einstieg in die Politik erfolgte 1980, noch vor seinem 30. Geburtstag. Für die LDP zog Vischer in den Grossen Rat, den er 1989/90 für ein Jahr präsidierte. Bevor er zum Regierungsrat gewählt wurde, verfehlte er 1991 den Basler Ständeratssitz um 34 Stimmen. Danach führte ihn seine Laufbahn spektakulär gradlinig nach oben – bis vor ein paar Jahren die Turbulenzen mit der Messe einsetzten.

Falsch wäre es, Vischers beeindruckende Ämterammlung nur mit seiner Abstammung zu erklären. Es gibt viele Christ, Faesch, Iselin, Merian oder Sarasin, die auch zum Daig gehören, aber kaum in Erscheinung treten.

Vischer gilt als ehrgeizig und fordernd, als einer, der seinen Mitarbeitern und sich selber viel abverlangt. Als Regierungsrat wurde er einmal ohnmächtig, weil er zu wenig gegessen und getrunken hatte. Der Titel des Porträts, das nach dem Brioche-Zmorge in der *Schweiz am Wochenende* erschien, lautete «Chrampfer aus der Oberklasse».

Nicht immer wird Vischer von den Medien so pfleglich behandelt. Im April trat er im «Talk» von Tele Basel auf, wo er erklären sollte, wie die

Messe aus ihrer desolaten Lage hinausfinden wolle. Zum Reden kam er kaum. Stattdessen erklärte der Moderator, was Vischer alles falsch gemacht habe.

#### Baslerisch trotz Schocktherapie

Nun präsentiert Vischer einen neuen Ankeraktionär: James Murdoch, den Sohn von Verlegerlegende Rupert Murdoch (unter anderem *Sun*, *Wall Street Journal*, *Fox News*).

So politisch korrekt sich der junge Murdoch gibt, erreicht der unsentimentale Kapitalismus angelsächsischer Prägung damit ein weiteres Basler Unternehmen. Die hochprofitablen Pharmakonzerne haben sich längst an dessen Gesetze angepasst. Gerade das Beispiel Roche zeigt aber, dass ein Unternehmen auch nach einer solchen Schocktherapie als baslerisch wahrgenommen werden kann.

Ueli Vischer verlässt die Messe Schweiz spätestens nächstes Jahr, vor seinem 70. Geburtstag. Er, dessen Herkunft und Lebensweg so baslerisch sind, wie man es sich nur denken kann, hat Basel am Ende seiner Karriere für Reformen von aussen geöffnet.

Polis-Theoretiker Burckhardt hätte die Nase gerümpft. Gut möglich aber, dass Ueli Vischer mit seinem Schachzug der Heimat einen letzten Dienst erwiesen hat.

## Personenkontrolle

### Sommaruga, Ramsauer, Noghero, Lanz, Greminger, Wermuth, Walker Späh, Balzaretti, Cassis, Perrais, Unanue, Putin

**Simonetta Sommaruga**, Vernebelungskünstlerin, hat wieder einmal eine Kostprobe ihres Könnens gegeben. Selbstkritisch gestand die Bundespräsidentin in einem Interview mit dem *Sonntagsblick* ein, dass die Maskenpflicht vielleicht früher hätte eingeführt werden sollen. Dabei vergass sie allerdings zu präzisieren, dass die Maskenpflicht vor allem wegen ihr selber nicht schon lange eingeführt worden war. Wie die vom *Blick* nach dem Interview publizierten Sitzungsprotokolle der Bundesbehörden zum Thema Schutzmasken nämlich zeigen, sträubte sich Sommarugas Generalsekretär und engster Vertrauter, **Matthias Ramsauer**, im Krisenstab gegen eine Maskenpflicht – sogar für Bahn und Bus. Man darf davon ausgehen, dass Ramsauers Chefin Sommaruga diesen Kurs diktiert hat. (*hmo*)

**Fanny Noghero**, Aufsteigerin, wird neue Generalsekretärin der FDP. Die Neuenburgerin ersetzt **Samuel Lanz**, der schon vor einiger Zeit seinen Rücktritt als Parteimanager ankündigte. Als frühere Generalsekretärin der FDP Neuenburg habe sie sich wertvolle Kenntnisse der Partei aneignen können, wird über die neue Spitzenkraft bei der FDP geschrieben. Man weiss aber trotzdem nicht so recht, ob ihre Nominierung für die FDP Schweiz Segen oder Fluch ist. Denn die Neuenburger Kantonalpartei hat schlimme Zeiten hinter sich. Seit ihrer Fusion mit den Liberalen verliert die Partei bei eidgenössischen Parlamentswahlen Wähleranteile um Wähleranteile. So schlimm wie bei der Neuenburger SVP ist es aber noch nicht. (*hmo*)

**Thomas Greminger**, Wahlopfer, hat seinen Posten als OSZE-Generalsekretär verloren. Der Schweizer Spitzendiplomat kandidierte erfolglos für eine ansonsten übliche zweite Amtszeit. Er sei nicht wirklich abgewählt worden, da die OSZE keine Wahl kenne, sondern eine «Ernennung im Konsensverfahren», betont das EDA. Auch sei es grundsätzlich möglich, dass Greminger noch einmal kandidiere. Man werde nun die Situation analysieren und mit ihm gemeinsam über das weitere Vorgehen entscheiden. Nach der verunglückten Vorbereitung und Abwicklung dieses international so wichtigen Personalgeschäfts stellt sich die Frage, wie erfolgreich die Schweiz wohl dereinst im Uno-Sicherheitsrat die Strippen ziehen wird. (*mö*)



*Maskenpflicht:* Bundesrätin Sommaruga.



*Regenbogen:* Präsident Putin.



*Segen oder Fluch?* FDP-Aufsteigerin Noghero.



*Akzente:* SP-Nationalrat Wermuth.

**Cédric Wermuth**, Fussballsozialist, setzt unvermutete inhaltliche Akzente als designierter Co-Präsident der SP. Mit einer Online-Petition will die Partei «Bundesrat und Parlament» auffordern, «dafür zu sorgen, dass im öffentlich-rechtlichen Fernsehen in Zukunft Spiele der wichtigen europäischen Wettbewerbe im Männer- und Frauenfussball zu empfangen sind». Bis jetzt scheint die Aktion allerdings nicht recht zu verfangen. Nach vier Tagen hatte das Anliegen erst 248 Unterstützer mobilisiert. Und im linken Milieu erntete die SP teilweise Hohn und Spott, dass sie nun solche kommerzielle Fussballturniere unterstütze. Wermuth setzte sich dagegen tapfer zur Wehr: «Ich glaube, die Verachtung der Populärkultur gehört zu den zentraleren Problemen der Linken.» Und er meine das «ganz frei von Polemik». Man darf gespannt sein, wie der neue SP-Chef seine Beamtenpartei wieder volksnäher machen will. (*fsc*)



*Neue Stellen:* FDP-Politikerin Walker Späh.

**Carmen Walker Späh**, Staatsquotenfrau, schmeisst mit Geld nur so um sich. Ausgerechnet in Corona-Zeiten, in denen viele tausend Arbeitnehmer entlassen werden oder in näherer Zukunft mit Entlassung rechnen müssen, hat die Zürcher FDP-Regierungsrätin für ihr Amt für Wirtschaft und Arbeit 77 neue Stellen bewilligt. Das sind mit Lohnnebenkosten und Arbeitsplätzen locker 14 bis 15 Millionen Franken Mehrausgaben. Vielleicht ist Baudirektorin Walker Späh noch immer traurig über die Millionen, die sie wegen des negativen Volksentscheids über ihren Rosengartentunnel nicht ausgeben darf. Möglicherweise lautet jetzt ihre Devise: Jetzt stecke ich die mir verwehrten Millionen halt in neue Beamtenstellen. (*mö*)

**Roberto Balzaretti**, Seiltänzer, verbringt seine Sommerferien in San Bernardino. Auf

Twitter veröffentlichte der Staatssekretär aus dem Departement von Aussenminister **Ignazio Cassis** (FDP) einen Kurzfilm, der ihn in kurzen Hosen beim Balancieren auf einem Stein im Gebirgsbach zeigt. Auf der Aufnahme ebenfalls zu sehen ist Balzarettis Hund. Dazu die Aussage: «Chercher le bon équilibre», den Ausgleich suchen. Vielleicht gibt die Episode mehr über Balzarettis Verhandlungsstrategie gegenüber Brüssel beim Rahmenabkommen preis, als diesem lieb ist: Statt für die eigenen Interessen zu kämpfen, sucht die Schweiz schon von vornherein den Ausgleich. (fsc)

**Sébastien Perrais**, Auto-Enthusiast, hatte letzte Woche eine besondere Aufgabe: Der Schweiz-Chef der Fiat-Gruppe präsentierte bei Sauber Motorsport in Hinwil den neuen Alfa Romeo Giulia GTA. Die auf 500 Exemplare weltweit limitierte Sportlimousine soll nächstes Jahr auf den Markt kommen und hatte – nach der Vorstellung in Italien – ihren zweiten Auftritt nun also in der Schweiz. Das Auto versprüht italienisches Motorsporttemperament von der Spitze der Motorhaube bis zum Auspuff. Das Debüt des 540 PS starken 2,9-Liter-V6-Biturbomotors geriet ebenso kraftvoll wie lautstark. Die Karbonteile für sämtliche 500 Giulia-GTAs werden von Sauber in Hinwil gefertigt, wo Alfa Romeo vor drei Jahren als Motorsportpartner eingestiegen ist. (fsc)

**Robert «Bob» Unanue**, Fels in der Brandung, war letzten Donnerstag im Weissen Haus bei Präsident Donald Trump eingeladen. Anlass war die Vorstellung der «Hispanic Prosperity Initiative», die die Lebensbedingungen der hispanischen Bevölkerung in den USA verbessern soll. Unanue ist Chef des Nahrungsmittelherstellers Goya, der viele gerade in der lateinamerikanischen Bevölkerung sehr beliebte Lebensmittel herstellt. Wie es sich bei solchen Anlässen gehört, sagte Unanue bei der Gelegenheit ein paar freundliche Dinge über Präsident Trump. Im aufgeheizten Meinungsklima zog das sofort Boykottaufrufe nach sich. Doch Unanue denkt nicht daran, klein beizugeben: «Ich entschuldige mich nicht.» (fsc)

**Wladimir Putin**, strammer Hetero, macht sich Gedanken über die sexuelle Orientierung von US-Diplomaten in Moskau. Darüber unterrichtet, dass die US-Botschaft eine LGBT-Regenbogenfahne aufgezogen habe, wünschte er allen Schwulen einen schönen Feiertag. «Sie haben ja schon immer ein gewisses Etwas für jene Leute übriggehabt, die in diesem Gebäude arbeiten», schmunzelte er. Gleichgeschlechtliche Partnerschaften sind nach einer soeben angenommenen Verfassungsreform in Russland verboten. (ky)

## Nachruf



*Ewiger Wert?* Brooks Brothers.

**Brooks Brothers** — Mittelalten weissen Männern bleibt nichts erspart: Vergangene Woche teilte Claudio Del Vecchio, der italienische Unternehmer und seit fast zwanzig Jahren Besitzer der Firma, mit, er werde mindestens 51 von 250 Ladengeschäften in Amerika schliessen. Und danach das, was vom Kleiderhändler noch übrig ist, verkaufen.

Doch wenn man es genau nimmt, kaufen die mittelalten weissen Männer, aus denen sich die Stammkundschaft des 1818 gegründeten Unternehmens zusammensetzt, seit einiger Zeit eben nicht mehr bei Brooks Brothers ein. Oder nicht genug jedenfalls.

Klar, die Zeiten sind hart für die Retail-Branche, Einzelhändler: Online-Shopping, der Kauf von Waren über das World

Wide Web, setzt Firmen mit Läden in teuren Fussgängerzonen seit Jahren zu. In Amerika mussten J. C. Penney, eher am preiswerten Ende des Markts angesiedelt, oder J. Crew, eine Kette mit modischerem Angebot, jüngst Gläubigerschutz beantragen; in der Schweiz verschwand zuletzt Schild; das Unternehmen aus Luzern verkaufte mittelpreisige, mittelmodische Markenkleidung.

Ein weiterer Nagel im Sargdeckel von Brooks Brothers war die Einführung des «Casual Friday», des lockeren Freitags, an dem auch Mitarbeiter von Finanzdienstleistern in Städten an der amerikanischen Ostküste in Chinos und Poloshirts in ihre Büros durften. Dann kam der dritte Hammer – die Pandemie respektive die dadurch ausgelöste Entwicklung zum Home-Office und also der Sieg des Trainingsanzugs über den dunkelblauen Einreihler.

Die gute Nachricht: Zwar wird die Firma Brooks Brothers in ihrer heutigen Form nicht mehr lange bestehen. Die Marke dürfte aber überleben. Immerhin handelt es sich dabei nach Einschätzung von Branchenkennern um eine der angesehensten des Landes überhaupt.

Einverstanden, die Bevölkerung stellt zurzeit drängendere Anforderungen an ihre Entscheidungsträger als förmliche Kleidung. Doch ein fast schon ewiger Wert – Brooks Brothers versorgte alle ausser vier amerikanischen Präsidenten mit Kleidung fürs hohe Amt – sorgt auch für Beheimatung und stiftet Identität.

*Mark van Huisseling*

**DIE WELTWOCH**

## Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Mit Bildern und Illustrationen



«Integrität und höchste Standards»: Chefarzt Ruschitzka.

## Affären

# Tumult an der Herzklinik

Von Christoph Mörgeli — Frank Ruschitzka, oberster Kardiologe am Universitätsspital Zürich, ist am vermutlich grössten Wissenschaftsschwindel der Covid-Pandemie beteiligt. Auch sonst läuft es nicht rund im Herzzentrum. Spitalrat und Medien schauen weg.

Die Corona-Pandemie erfasste neben den vom Virus Infizierten auch manche Mediziner, denen dank Covid-19 Ruhm, Prestige und Fördergelder winken. Zu ihnen scheint der 58-jährige Frank Ruschitzka zu gehören, seit zweieinhalb Jahren Direktor der Klinik für Kardiologie am Universitätsspital Zürich und dort zuvor seit über zwei Jahrzehnten angestellt. Schon vor seiner Wahl wurde von gewichtigen Klinikern bezweifelt, ob der robuste, machtbewusste, teilweise als aggressiv empfundene Ruschitzka die notwendigen Voraussetzungen besitze, um den zuvor von Thomas Lüscher besetzten, international renommierten Lehrstuhl zu übernehmen. Manche waren jedenfalls mit der Neubesetzung durch den gebürtigen Deutschen nicht wirklich glücklich.

Mit der Ausbreitung von Covid-19 versuchte sich Frank Ruschitzka – obwohl diesbezüglich kein Spezialist – wie andere ehrgeizige Mediziner als Wellenreiter der gegenwärtigen Pande-

mie. Nach Meinung von Beobachtern am Universitätsspital wollte er unbedingt zum Corona-Experten werden; dies eröffnet nämlich wissenschaftspolitisch, medial und auch finanziell interessante Perspektiven. Allein in der ersten Jahreshälfte 2020 trat Ruschitzka als Autor oder Co-Autor von sagenhaften 38 Publikationen an die Öffentlichkeit. Ein Fakultätskollege weist darauf hin, dass sich in seiner Publikationsliste nur wenige originale Forschungsarbeiten finden lassen. Dafür gilt Ruschitzka als Meister von Ausschüssen, Vorständen und im Erlassen von Richtlinien.

Doch am 22. Mai dieses Jahres könnte der Zürcher Herzspezialist den Bogen überspannt haben. Frank Ruschitzka ist an einem äusserst schwerwiegenden Publikationsskandal beteiligt, der bereits seinem Mitautor Amit Patel die Stelle an der Universität von Utah gekostet hat. In Zusammenarbeit mit der weitgehend unbekanntem amerikanischen Datenfirma

Surgisphere veröffentlichte Ruschitzka in der international führenden britischen Medizinzeitschrift *The Lancet* Daten, ohne deren Herkunft und Qualität kontrolliert zu haben. Die vier Autoren behaupteten, dass das Malaria-Medikament Hydroxychloroquin mitsamt dem verwandten Wirkstoff Chloroquin bei Covid-19 nicht nur nutzlos sei, sondern wegen schwerer Nebenwirkungen sogar das Sterberisiko erhöhe. Die wenigen Mitarbeiter von Surgisphere wollen sich bei diesem Befund auf 96 000 Krankenakten von 671 Spitälern auf der ganzen Welt stützen.

Für Experten war es un schwer, zu erkennen, dass diese Daten nicht seriös sein konnten. 120 unabhängige Wissenschaftler aus aller Welt meldeten umgehend Zweifel an. Bei der Datenbank der Firma Surgisphere handelt es sich laut *Spiegel* offenbar um einen «gewaltigen Schwindel». Es bleibt völlig unklar, aus welchen Ländern und Spitälern die Daten stammen, welche

diese vorgeblich selber ins System eingaben. Die angeblich exakten elektronischen Patientenakten aus Afrika gehören laut den vom *Spiegel* angefragten Infektiologen ins Reich der Märchen. Einer der Surgisphere-Mitarbeiter soll gemäss dem britischen *Guardian* denn auch als Science-Fiction-Autor arbeiten, eine andere Mitarbeiterin als Modell und Hostess. So gut wie alle Spitäler gaben an, sie seien nicht an dieser Datenbank beteiligt. Der australische Statistiker Peter Ellis wies nach, dass es ein Ding der Unmöglichkeit sei, eine solche Datenmenge in einer so begrenzten Zeit zu sammeln. Er hält die Datenbank von Surgisphere «mit ziemlicher Sicherheit für einen Betrug».

### Immenser wissenschaftlicher Schaden

Frank Ruschitzka, oberster Zürcher Uni-Kardiologe, musste seinen Beitrag über das Medikament Hydroxychloroquin offiziell zurücknehmen. Er hatte mit seinem Namen und jenem des Universitätsspitals Zürich für die Qualität der Studie gebürgt. Jetzt war er ebenso wie seine Mitautoren aufs gründlichste blamiert; sein wissenschaftlicher Ruf ist arg beschädigt. Zusammen mit zwei anderen Autoren sah sich Ruschitzka gezwungen, sich nachträglich vom eigenen Artikel zu distanzieren, weil er «nicht länger für die Richtigkeit der Primärdaten» bürgen könne. Die drei mussten sich vor der Fachwelt und der Öffentlichkeit für ihr krasses wissenschaftliches Fehlverhalten in aller Form entschuldigen. Der *Guardian* schreibt, *The Lancet* habe «den grössten Rückzug in der modernen Geschichte» angetreten.

Ruschitzka betont heute: «Als Drittautor wurde ich erst in der Auswertungsphase für die Interpretation der Daten und das Verfassen des Manuskriptes beigezogen.» Das entlastet ihn allerdings in keiner Weise. Denn falsche Daten, auf die er sich stützte, müssen falsche Befunde ergeben. Eigenartigerweise verteidigt er die Schlussfolgerung, von der er sich eben erst distanzieren musste, noch immer mit Verweis auf die weltweit besten «Recovery»-Studien. Demnach habe Hydroxychloroquin bei hospitalisierten Covid-19-Patienten keinen Nutzen. «Es zeigte sich sogar ein besorgniserregender Trend zu erhöhter Mortalität.»

Der von Ruschitzka eingestandene unwissenschaftliche Umgang mit Daten bedeutet für die schweizerische Hochschullandschaft einen schweren Schlag. Und er hatte konkrete politische Auswirkungen: Der *Lancet*-Artikel diente vorerst dazu, den amerikanischen Präsidenten sowie die britische und die brasilianische Regierung zu diskreditieren. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat nach der Erstveröffentlichung eine Reihe wichtiger Versuche mit dem relativ preiswerten, leicht erhältlichen Heilmittel Hydroxychloroquin eingestellt. Die WHO fiel auf die Schmuddel-Studie ebenso herein wie zuvor die namhaften Begutachter von *The Lancet*. In etlichen Ländern erfolgte gar ein Ver-

bot des Einsatzes bei Covid-19-Erkrankten. Dabei können sehr viele Patienten durch das Aussetzen des Medikaments geschädigt werden. Die Folgen der zweifelhaften Studie gehen daher über die wissenschaftliche Fragestellung weit hinaus, betrifft doch das Handeln oder Nichthandeln der WHO die Gesundheit der Weltbevölkerung. Wurden diese Daten publiziert, um das Hydroxychloroquin zu diskreditieren? Könnte dies im Interesse mancher Pharmaunternehmen liegen, die gegenwärtig neue, teure Medikamente entwickeln? Die Fragen bleiben offen.

### Herzchirurg beurlaubt

Interessanterweise hat der Spitalrat des Zürcher Uni-Spitals den Chefarzt der Herzchirurgie, Francesco Maisano, wegen Verdächtigungen von ungleich geringerem Gewicht sofort beurlaubt. Im Fall von Frank Ruschitzka lässt die Medienstelle lediglich ausrichten: «Die Universität Zürich führt derzeit eine Untersuchung durch, in der abgeklärt wird, ob ein wissenschaftliches Fehlverhalten von Professor Ruschitzka vorliegt oder nicht.» Dass der Spitalrat dem Herzchirurgen Maisano aufgrund des (mangelhaften) Berichts eines Anwaltsbüros schwere Interessenkonflikte vorwirft, Ruschitzka aber nicht gleichermassen beurlaubt hat, erscheint schwer nachvollziehbar.

Der Publikationsskandal Ruschitzka fällt in eine unruhige Zeit am Universitätsspital. Der Haussegen im Zürcher Herzzentrum – genauer zwischen Herzchirurgie und Kardiologie – hängt seit längerem schief. Dabei wäre dieses dringend darauf angewiesen, dass die Spezialisten der verschiedenen Fachrichtungen optimal zusammenarbeiten. Dies funktionierte reibungsfrei, solange die Herzchirurgen Volkmar Falk und danach Francesco Maisano neben dem Kardiologen Thomas Lüscher wirkten. Im vom Spitalrat bestellten Bericht des Anwaltsbüros

### Die von Ruschitzka eingestandene Daten-Hochstapelei ist für die Schweiz ein schwerer Schlag.

Walder Wyss AG wird das schlechte Klima vor allem Maisano in die Schuhe geschoben. Als gegenwärtiger Leiter des Herzzentrums Zürich unterstützte der Chef-Kardiologe seinen chirurgischen Kollegen mit keinem Wort. Dabei läge es durchaus im Interesse des Herzzentrums, die bedeutenden wissenschaftlichen und klinischen Leistungen Maisanos herauszustreichen. Ruschitzkas Schweigen wirkt wie eine Anklage.

Woran könnte es liegen? Ärztliche Insider vermuten, dass Ruschitzka vom Kollegen Maisano unbedingt die Klappeninterventionen übernehmen will. Dabei ist er keineswegs ein interventioneller Kardiologe und stand dem Eingriff bislang skeptisch gegenüber. Ruschitzkas plötzliches Interesse könnte sich aus den

wirtschaftlichen Perspektiven der Klappenoperationen erklären. Manche Kliniker können nicht verstehen, dass Professor Francesco Maisano nach der Kampagne des *Tages-Anzeigers* vom Spitalrat umgehend beurlaubt wurde, die wissenschaftliche Sünde Ruschitzkas aber bisher ungeahndet blieb. Die Kompetenz des Zürcher Spitalrates wird grundsätzlich angezweifelt, gehe es doch heutzutage nicht mehr an, dass ein einziger Mediziner neben mehreren Juristen und einem Ägyptologen in diesem strategisch so wichtigen Gremium sitze. Dass mit dem früheren Reallehrer und SP-Stadtrat Martin Waser ein Mann an der Spitze stehe, der die USA nicht kenne und von Spitalführung nichts verstehe, beurteilen manche Klinikchefs als unzeitgemäss für die wichtigste Schweizer Klinik mit weltweiter Ausstrahlung.

### Leibarzt von Spitalpräsident Waser

Problematisch scheint auch, dass Spitalratspräsident Martin Waser Patient der von Professor Ruschitzka geleiteten kardiologischen Abteilung ist. Er wurde über Jahre von einem Mitarbeiter behandelt, bis Ruschitzka Waser in seine persönliche Sprechstunde übernahm – obwohl dessen Leiden nicht in den Kompetenzbereich des Chefarztes fällt. Dies könnte möglicherweise dessen Einfluss erklären und auch die Tatsache, dass Ruschitzka bislang den *Lancet*-Skandal unbeschadet überstand. Doch das Beziehungsgeflecht ist noch dichter: Frank Ruschitzka war 2010 Gründer, Verwaltungsrat und Beteiligter der Firma Cardiorientis AG, eines sehr einträglichen Unternehmens für «Forschung, Entwicklung, Herstellung und Verkauf von pharmazeutischen, biologischen und diagnostischen Produkten». Ruschitzkas damaliger Mitbegründer und Mitverwaltungsrat bei Cardiorientis heisst André Plass und ist Leitender Arzt an der Zürcher Universitätsklinik für Herzchirurgie.

Beim aus Deutschland stammenden André Plass handelt es sich um exakt jenen «Whistleblower», der den angeblichen Sünden katalog seines Chefs Francesco Maisano zusammen trug und diesen der Spitalleitung vorlegte, wonach er später beim *Tages-Anzeiger* landete. In akribischer, langwieriger Kleinarbeit suchte André Plass die eindrückliche Publikationsliste seines Chefs Francesco Maisano nach allfälligen Unterlassungen ab. Plass wurde dann auch gekündigt. Der Spitalrat nahm aber die Entlassung unter dem öffentlichen Trommelfeuer aus dem Hause Tamedia zurück. Eine sachliche Begründung für die Rücknahme der Kündigung hat er bis heute nicht geliefert.

Frank Ruschitzka hält gegenüber der *Weltwoche* fest: «Integrität und die Einhaltung der höchsten Standards ethischen Verhaltens haben für mich und meine Mitarbeiter in der Forschung wie auch in der Klinik höchste Priorität. Integrität ist unser höchstes Gut und stellt zusammen mit Teamwork und Vertrauen die Grundlage wissenschaftlichen Austauschs dar.»

## Von Hündchen und Stöckchen

Von Christoph Mörgeli

**E**U-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker ist längst zurückgetreten. Aber irgendwie doch nicht zurückgetreten. Er gibt Interviews fast im Tagesakt. Für die Deutsche Welle der ARD, den *Spiegel*, den Bayerischen Rundfunk, fürs *Handelsblatt*. Und zu guter Letzt auch für die *NZZ am Sonntag*. Zum ausgehandelten Rahmenabkommen zwischen der EU und der Schweiz äussert sich Juncker so: «Die Schweiz muss springen. Ich formuliere das jetzt salopp.» Der *NZZ*-Mitarbeiter meinte irritiert: «Klingt nach dem Hündchen und dem Stock.» Darauf Juncker ungerührt: «Ja, aber die Schweiz muss sich bewegen.»

Die kleine, widerspenstige Schweiz soll gefälligst dem Kommandoruf der mächtigen EU gehorchen. Und endlich über das hingehaltene Stöckchen springen. Sollte sie störrisch bleiben, kennt das Herrchen auch andere Methoden. Nach dem Sprung übers Stöckchen sind zudem die Rechtsübernahme und die Anerkennung fremder Richter geregelt. Dann kann die Schweiz ans Halsband gelegt und von Brüssel dorthin geführt werden, wohin Brüssel will.

Ob das Hündchen Schweiz so willig in Jean-Claude Junckers EU springt? Er war in der Euro-Währungskrise Vorsitzender der Euro-Zone. Er stand an der EU-Spitze während der Flüchtlingskrise. Unter Juncker beschloss das Vereinigte Königreich den Brexit. Die britischen EU-Freunde hatten ihn zuvor gebeten, sich ja nicht in den Abstimmungskampf einzumischen – da er kontraproduktiv wirke. Legendar ist Junckers Ausspruch: «Wenn es ernst wird, muss man lügen.»

«Ich habe immer versucht, mich einzufühlen in die innerschweizerischen Befindlichkeiten», meint Jean-Claude Juncker zur *NZZ am Sonntag*. Ist wenigstens das wahrheitsgetreu? Es muss bezweifelt werden. Denn wenig später antwortet Juncker auf die Frage, warum die Schweiz das Rahmenabkommen abschliessen sollte: «Weil das die Vereinbarung war.» Junckers Einfühlungsvermögen ignoriert die Befindlichkeit der direkten Demokratie: Hierzulande können weder Bundesräte noch Diplomaten im Ausland etwas Verbindliches vereinbaren. Sie brauchen die Zustimmung des Volkes.

Jean-Claude Juncker war zeitlebens Berufspolitiker. Mit allen berufstypischen nikotin- und alkoholhaltigen Nebenwirkungen. Ein Witz erzählt, dass er bei jeder Polizeikontrolle am Steuer zuerst einmal seine Brille abnehme. Weil er dann schon mal zwei Gläser weniger habe.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Cheibe Glatt: Dutti Frutti

Von Peter Bodenmann — Migros verkauft für rund 1 Milliarde Franken das Glatt-Zentrum – ihr Silberbesteck – an den Anti-Europäer Döring.



Viola Amherd muss Millionen von verschimmelten Mundschutzmasken zurücknehmen und vernichten.

**N**iemand kann auf Dauer gegen den Markt regulieren. Jetzt dürfen die Schweizerinnen und Schweizer wieder im nahen Ausland einkaufen. Und schon brechen die Umsätze bei der Migros ein. Immer mehr Menschen können und wollen sich die hohen Schweizer Lebensmittelpreise nicht mehr leisten. Vorab SVP-Sympathisanten kennen da kein Pardon. Blocher holt sich in Bern die Rente. Die Basis in Konstanz die Steaks.

Wie entwickelt sich der Reisemarkt? Sicher ist nur eines: Trump will vor den Wahlen mit dem Impfen beginnen. Und sobald eine Impfung da ist, geht die Post wieder ab. Reiseunternehmen müssen dank der auf achtzehn Monate verlängerten Kurzarbeit nicht kündigen. Sie können abwarten. Trotzdem entliess die Migros-Tochter Hotelplan 170 Angestellte per Mail. Der Migros steht das Wasser bis zum Hals.

Tragikomisch: Die zahlreichen einheimischen Impferweigerer werden in den nächsten Jahren zu Hause Ferien machen müssen, weil ab 2021 nur Geimpfte in Mallorca und Bangkok werden landen dürfen. Wetten, dass ...?

Das Glatt-Zentrum macht pro Jahr 600 Millionen Franken Umsatz. Noch. Die Tendenz war bereits vor der Corona-Krise sinkend. Wenn die Umsätze sinken, ist das wichtigste Einkaufszentrum weniger wert. Swiss Life hat das Zentrum der Migros für rund eine Milliarde Franken trotzdem abgekauft. Ausverkauf der Heimat.

Das intransparente VBS ist vergleichbar effizient wie die intransparente Migros. Das VBS bot die Armee auf. Vielleicht nicht falsch, weil niemand wusste, wie sich die Dinge entwickeln würden. Als die Spitäler nicht zu wenig, sondern zu viel Personal hatten, dauerte es Wochen, bis Uelis beste und Violas schnellste Armee der Welt ihre Sanitätstruppen demobilisiert hatte.

Und jetzt stellt sich heraus: Die Armee lieferte Millionen von Schimmelmasken an die Spitäler. Sie muss diese jetzt wieder abholen und verbrennen lassen. Warum hat niemand Ausgangskontrollen gemacht, obwohl Hunderte von Unteroffizieren beschäftigungslos herumlungerten?

Alles passt ins Bild: Die neuen Minenwerfer werden bestenfalls mit sechs Jahren Verspätung ausgeliefert. Die neuen Drohnen sind halbbblind und bei tiefen Temperaturen wegen Vereisung nicht einsetzbar. Die neu eingekauften Masken will man lieber wieder verschimmeln lassen, anstatt sie gratis an die Bevölkerung zu verteilen.

Und als Anerkennung sollten wir amerikanische Kampfflieger im Sack kaufen.

Kein Detail: Viola Amherd bewilligte richtplanwidrig das Migros-Simplon-Center in Brig. Zum Dank wurde sie im Wallis Migros-Verwaltungsrätin. Sie versteht von Detailhandel so viel wie von Armee.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Der Feind des Erfolgs

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn ein Blatt kommerziellen Erfolg haben will, braucht es heute zwingend ein Feindbild.

Die älteste Wochenzeitschrift der Welt ist der britische *Spectator*, gegründet 1828. Neuerdings ist er auch die erfolgreichste Zeitschrift der Welt.

Der *Spectator* war immer ein Blatt der Elite und darum notorisch auflagenschwach. Noch im Jahr 1990 lag seine Auflage bei 20 000. Heute liegt sie bei 90 000. Eine ähnliche Erfolgskurve kann kein anderes Magazin vorweisen.

Bevor wir zu den Gründen für diese Ausnahme kommen, zuerst ein Vergleich mit einem anderen Wochentitel. Der deutsche *Spiegel* war immer ein Massenblatt. Im Jahr 1990 lag seine Auflage bei 1,1 Millionen. Heute sind es noch 685 000. Der Abwärtstrend hat sich akzeleriert.

Der Unterschied zwischen den zwei Blättern ist simpel. Der *Spectator* fand ein Feindbild. Der *Spiegel* verlor ein Feindbild.

Noch im Jahr 2000 war die EU in Grossbritannien kein allzu kontroverses Thema. Labour-Premierminister Tony Blair stand für eine proeuropäische Linie. Als sich dann die EU immer stärker von einer wirtschaftlichen zu einer politischen Union wandelte, gab das Rückenwind für die Brexit-Bewegung, die damals noch unter dem Slogan «Better Off Out» segelte.

Der konservative *Spectator* sprang auf die Brexit-Welle auf. «Out – and into the world» stand als Motto auf dem Titelbild. Der erste Chefredaktor, der die Zielscheibe der EU kultivierte, im Stil giftig und oft sarkastisch, war Boris Johnson, der das Blatt bis 2005 führte. Die kontroversen Themen lagen nur so auf der Strasse. Die Auflage des *Spectator* zog dank des neuen Feindbilds kräftig an.

Beim *Spiegel* war es umgekehrt. Seit je hatte sich das Magazin aggressiv an der CDU/CSU abgearbeitet, vor allem an Kanzler Helmut Kohl, auf dem Titelbild genannt «Kohl kaputt» und «Der Minus-Kanzler». Als dann ab 2005 die CDU-Kanzlerin Angela Merkel am Ruder war, führte sie die Partei konsequent nach links, von der Steuer- über die Energiebis zur Ausländerpolitik.

Dem linksliberalen *Spiegel* kam dadurch die Zielscheibe abhanden. Der Redaktion gingen die kontroversen Themen aus. Die Auflage des *Spiegels* sank durch den Verlust des Feindbilds kräftig nach unten.

Feindbilder sind essenziell für den journalistischen Erfolg geworden. Denn das Lesepublikum hat sich stark gewandelt. Der entspannte Bildungsbürger, der sich für die unterschiedlichsten Ansichten interessiert, ist



Giftig und sarkastisch: Chefredaktor Johnson.

am Aussterben. Die schnell wachsende Spezies des aufgeregten Empörungsbürgers will keine Meinung hören, die der eigenen Meinung widerspricht.

Am konsequentesten hat die *New York Times* diese Einsicht der Medienbranche umgesetzt. Das Blatt setzt als Marketingstrategie auf ein tägliches Trommelfeuer gegen Präsident Donald Trump. Es wurde zum einträglichsten Verkaufsargument in der Geschichte des Blatts und brachte zwei Millionen an neuen, digitalen Abonnenten ein. Immer wieder ändert die Redaktion nachträglich ihre Artikel ab, wenn protestierende Leser darin eine unkritische Bemerkung zu Trump entdeckt haben wollen.

In der Schweiz gibt es nur ein Beispiel für dieses Kalkül. Nach der Jahrtausendwende versuchten der *Blick* und der *Tages-Anzeiger* eine Art Trump-Strategie gegen die damals erfolgsverwöhnte SVP und ihren Vormann Christoph Blocher.

Es klappte nicht, auch kommerziell nicht. Unser politisches Konkordanzsystem, das ein hohes Mass an Harmonie bedingt, brems auch die Medien. Sie können, anders als in Grossbritannien, Deutschland oder den USA, nicht wie in einem konfrontativen Konkurrenzsystem agieren. Der Schweizer Journalismus ist schlecht Feindbild-kompatibel.

# «Failed State»

Von Henryk M. Broder — Auf Stuttgarts Strassen.

Wenn ein Staat Recht und Ordnung nicht durchsetzen und die Sicherheit seiner Bürger nicht garantieren kann, dann ist er ein *failed state*, ein gescheiterter Staat.



Deutschland ist kurz davor, in die Liste der gescheiterten Staaten aufgenommen zu werden. Zwar funktioniert die Gewaltenteilung zwischen der Legislative, der Exekutive und der Judikative noch immer, aber es kommt immer öfter vor, dass die staatlichen Agenturen dort versagen, wo sie sich im Alltag bewähren müssen: auf der Strasse. Dazu zwei aktuelle Beispiele.

Mann entwapfnet Polizisten und flüchtet: «Ein Hubschrauber kreist über Oppenau im Schwarzwald: Hier hat ein Mann, der mit Pfeilen, Bogen, Messer und Pistole bewapfnet war, Polizisten bedroht. Er nahm ihnen ihre Schusswapfen ab und ist auf der Flucht.» 18-Jähriger schlägt Polizisten ins Gesicht – Jugendliche feuern ihn an: «Nachdem in der Münchner Innenstadt zwei Dutzend Jugendliche in Streit geraten waren, kam die Polizei. Ein 18-Jähriger attackierte einen Polizisten mit Schlägen und Fusstritten. Passanten feuerten ihn an und filmten die Festnahme.»

Ist es nicht erstaunlich, dass ein Mann (Singular) es schafft, Polizisten (Plural) zu entwapfnen und gleich danach zu fliehen? Gut, er war mit Pfeilen, Bogen, Messer und sogar einer Pistole bewapfnet, aber was hatten die Polizisten dabei? Nagelfeilen und Taschenlampen? Ebenso gerne möchte der Leser erfahren, wer die «Passanten» waren, die den 18-Jährigen anfeuerten, der einen Polizisten mit Schlägen traktierte. Angehörige der Naturfreundejugend, die sich darüber ärgerten, dass sie ihren Bus in die Helledau verpasst hatten, wo sie bei der Hopfernte helfen wollten? Wir wissen es nicht, und wir werden es nie erfahren, denn so etwas passiert inzwischen zu oft, als dass es jedes Mal detailliert analysiert werden könnte. Polizei und Presse kommen nicht nach. Als vor kurzem Hunderte von jungen Männern marodierend und plündernd durch die Stuttgarter Innenstadt zogen, hiess es, die «Kleingruppen» kämen aus der «Party- und Event-Szene».

Inzwischen wird in Stuttgart darüber gestritten, ob die Polizei das Recht hat, «den Familienhintergrund der Tatverdächtigen zu ermitteln». Allzu genau möchte man es lieber nicht wissen. Damit Stuttgart weltoffen und tolerant bleibt.



Thiel

## Rentnergefühl

Von *Andreas Thiel*

**Christoph:** Unter dem Sonnenschirm im Liegestuhl am Pool einen Kreuzfahrerkatalog studieren, das ist doch ein wunderbares Rentnerdasein.

**Silvia:** Ja, und dabei ein gutes Buch vor sich liegen und daneben einen frischgepressten Orangensaft stehen haben, das ist wundervoll.

**Christoph:** Nach all den umtriebigen Jahren haben wir uns diese Ruhe verdient.

**Silvia:** Ich bin froh, dass der ganze Trubel in der Öffentlichkeit auch mal ein Ende hat.

**Christoph:** Und trotzdem fehlt mir etwas.

**Silvia:** Dir fehlt doch hoffentlich nicht die Politik?

**Christoph:** Nein, nein, das ist es nicht.

**Silvia:** Fehlt dir etwa die Firma?

**Christoph:** Ach was. Magdalena macht das ja viel besser als ich.

**Silvia:** Fehlen dir die Medien?

**Christoph:** Wieso? Ich besitze genügend Zeitungen.

**Silvia:** Dann fehlen dir vielleicht noch Bilder für die Sammlung?

**Christoph:** Ach was.

**Silvia:** Lass mich nachdenken. Einen Tumbler haben wir. Einen Toaster auch. Wir haben einen Rasenmäher und einen Staubsaugroboter. Eine Eismaschine haben wir, einen Whirlpool, ein automatisches Garagentor und eine computergesteuerte Blumenbewässerungsanlage. Ich weiss beim besten Willen nicht, was noch fehlen könnte.

**Christoph:** Es fehlt nicht viel.

**Silvia:** Eine Schneekanone vielleicht?

**Christoph:** Nein, das ist es doch nicht.

**Silvia:** Mit einer Schneekanone hätten wir jedes Jahr weisse Weihnachten.

**Christoph:** Weihnachten verbringen wir sowieso auf unserem Schloss im Graubünden.

**Silvia:** Dann haben wir alles, was wir brauchen.

**Christoph:** Und trotzdem habe ich das Gefühl, noch kein richtiger Rentner zu sein.

**Silvia:** Aber was fehlt denn noch?

**Christoph:** Eine Rente.

*Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.*

## Leserbriefe

### «Die Messmethoden und Zahlenwerte sollten überprüft werden.» *Gerhard Jahnke*

#### Genau definiertes Zahlenmaterial

Nr. 28 – «Bringt uns Koch zurück»; Alex Baur über das Coronavirus

Vielen Dank für diesen grossartigen Artikel über Daniel Koch. Um Gesellschaft und Wirtschaft nach dem Corona-Fiasko wieder in Gang zu bringen, wären Leute mit einem stoischen Gleichmut wie er sicher in allen Ländern von grosser Bedeutung. Es wäre zum Beispiel wichtig, anhand von genau definiertem Zahlenmaterial die Angstmache in den meisten Medien durch Realitätssinn und Wissenschaftlichkeit zu ersetzen. Bei den Covid-19-Toten wären wirklich nur diejenigen zu zählen, die an dem neuen Coronavirus gestorben sind, alle diejenigen aber nicht, die an anderen Erkrankungen gestorben sind und ausserdem das Virus oder Teile von ihm hatten. Die Messmethoden und Zahlenwerte sollten überprüft werden. Die kumulierten Darstellungen der Totenzahlen versetzten die Menschen in Angst und Schrecken.

*Gerhard Jahnke, Heidenheim (D)*

#### Mein süsses Lieb

Nr. 28 – «Ikone der Woche»; Michael Bahnerth über Magrittes «Amants»

Die «Ikone der Woche» mit dem Bild von René Magritte ist einmal mehr vom Feinsten! Sprachlich ein Genuss. Bildlich fantastisch – im doppelten Wortsinn. Das Liebesgedicht von Heinrich Heine «Mein süsses Lieb» (mein liebstes!) passt meines Erachtens wunderbar als Ergänzung. *Barbara Peter, Wil*

#### Rechtfertigung überzeugt nicht

Nr. 28 – «Gedächtnisverlust? Charaktermangel!»; Kolumne von Christoph Mörgeli

«Gedächtnisverlust? Charaktermangel!» lautete diesmal der Titel bei Mörgeli. Genau das habe ich mir auch überlegt, als ich die Botschaft von Blochers Forderung vernahm. Nur ging es bei mir wohl nicht um die gleiche Person wie beim Kolumnenschreiber. Ich habe nämlich gar kein Verständnis für die Meldung aus Herrliberg, und in meiner Umgebung tönt es genau gleich. Rechtslage hin oder her – damals lobte man allgemein Blochers Verzicht als vorbildlich, und es kam keinerlei Widerspruch im Sinn von Hinweisen auf späteren Bezug. Jetzt plötzlich das Geld dennoch zu verlangen, geht unter die zweite Hälfte von Mörgelis Titel. Und der gewählte Zeitpunkt: die wichtige Septemberabstimmung verges-



«Realitätssinn und Wissenschaftlichkeit».

sen? Passt zu Teil eins. Die Rechtfertigung von Blocher überzeugt nicht. Er hat viele Leute bitter enttäuscht. Schade. *Hans-Peter Köhli, Zürich*

#### Giftpfeile im Dutzend

Nr. 27 – «Offene Rechnungen»; Christoph Mörgeli über Gottfried Locher

«Kreuziget ihn!», schreien die Musterchristen und vernichten Lochers berufliche und familiäre Existenz. Kirchenratspräsident Müller trommelt sich im Stil des reformierten Silberrückens Zürichs auf die Brust und stösst einen Schwall übler Beschimpfungen aus, nur notdürftig in jämmerliches Kirchenjuristendeutsch verpackt. Hinter dem Talar des Selbstgerechten und Lustfeindlichen versteckt, schiessen derweil die feigen, ihm verpflichteten Denunziantinnen und der Theologen-Mob Giftpfeile im Dutzend auf Locher ab. Sie wissen genau, dass zu viele Hunde des Hasen Tod bedeuten. Danke für den tollen Artikel eines Mannes, der weiss, was es bedeutet, unschuldig Opfer von Rufmord zu werden.

*Bernhard Ecklin, Zollikon*

#### Masken-Flaschengeist

Nr. 27 – «Kruzifix gegen Viren»; Kommentar von Alex Baur

Dem Berner Zauberlehrling mit Gesslerhut droht Unheil. Der im März fast verhungerte Masken-Flaschengeist wurde so erfolgreich aufgepöppelt, dass er jetzt fast die Flasche sprengt. Und da sein Futter unvermindert wei-

ter produziert wird, wobei wahrscheinlich Abnahmeverpflichtungen und Amortisation dafür verantwortlich sind, soll jetzt das dumme Volk, mich eingeschlossen, zur Maskendiät verknurrt werden. Gewürzt wird diese Suppe mit den erhöhten Zahlen von Angesteckten – natürlich ohne die massive Erhöhung der Testzahlen, zum Beispiel wegen der Rekrutenschulen, zu erwähnen. Nur eine Prozentzahl wäre hier aussagekräftig. Nein, diese versalzene Maskensuppe ess' ich nicht. *Elmar Hasler, Opfikon*

### Fähig zur Reorganisation

Nr. 26 – «Verfall eines Mythos»;  
Erik Ebnetter über die Migros

Dass auch behäbige Genossenschaften zu einer Reorganisation fähig sind, beweist nicht nur Coop, sondern auch die Fenaco mit ihren Detailhandelsunternehmen Volg-Gruppe und Landi. 1993 entstanden aus dem Zusammenschluss von sechs landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbänden, ist Fenaco heute eine der wichtigsten bäuerlichen Organisationen der Schweiz. Wären Migros, Coop oder Fenaco nicht genossenschaftlich organisiert, wären sie vermutlich längst in ausländischem Besitz. *Erwin Husmann, Schenkön*

### Beispielhafter Vorgesetzter

Nr. 28 – «Der Pionier, der Stil und Qualität in eine wilde Branche brachte»;  
René Lüchinger über Egon P. S. Zehnder

Ich hatte den Vorzug, Egon Zehnder auch in der Armee als begnadeten Vorgesetzten zu erleben. In der Winter-Aspirantenschule 1953/54 amtierte er als sogenannter Schlauchmeister. Nomen est omen – hier völlig fehl am Platz. Er war uns Aspiranten leuchtendes Beispiel: fordernd und doch verständig uns fördernd. Wir wollten alle als Offiziere werden so wie er. Schade, ist Egon Zehnder «bloss» Major geblieben. *Hans Scharpf, Zürich*

### Recht so

Nr. 26 – «Innen drin sind alle weiss»;  
Kolumne von Herodot

Riesenkompliment an Herodot. Seine Beiträge sind immer spitze. Insbesondere seine Kritik an Grosskonzernen wie Migros, Manor und Coop. Diese handeln rein aus werbetechnischen Zwecken – und dann geht der Schuss auch mal nach hinten los. Recht so. *Hans Uhlmann, Wettingen*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Viel liest man zurzeit über Rassismus und dunkle Schokoladenköpfe. So fragte ich mich in einer stillen Stunde, ob ich als anständiger Bürger wirklich auch alles richtig mache, um nicht als Rassist angeprangert zu werden. Bei diesen Gedanken wurde ich plötzlich gewahr, dass bei mir im Tiefkühler ein paar ... liegen. Was es ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich würde als Rassist und Menschenfresser angeprangert. Ich weiss, dass kein Menschenfleisch darin ist, aber dennoch.

Wissen Sie, es sind Würste, nach kleinen Menschen in Wien benannt. Ich schäme mich abgrundtief. Doch was soll ich tun? Entsorgen, mit dem Vorsatz, nie wieder daran zu denken? Ich glaube, alle Grünen, aber auch die Grün-Linken, die Ökologen und neuerdings auch die FDP würden mit dem Finger auf mich zeigen.

Oder sollte ich die Würste stillschweigend verzehren und dadurch den letzten Funken Selbstrespekt verlieren? Die Würste würden mir wohl im Hals stecken bleiben. Oder sollte ich beim Standesamt eine Namensänderung beantragen, da die Würste sich eben als Würste und nicht als Bewohner der Stadt Wien fühlten? Aber was, wenn der Beamte nicht will und mir erklärt, meine Begründung wäre zu wenig glaubhaft? Vielleicht haben Sie einen Vorschlag, der alle Anforderungen von Political Correctness erfüllt, aber auch allen -ismen und sonstigen Absonderlichkeiten gerecht wird? *F. Leyer*

Sie, lieber Herr Leyer, treibt wie viele Menschen die wiederaufgeflamte Diskussion über den Gebrauch von angestammten Wörtern an, denen man plötzlich eine Deutung gibt, wie man sie nie zum Ausdruck bringen wollte. Man verändert den Sinn des Sprachgebrauchs, und man wird unsicher, welche Wörter man eigentlich noch brauchen darf.

So assen die Leute stets Mohrenköpfe. Das ist das feine, mit Eiweiss gefüllte Schokoladengebäck, welches seit Jahren den Namen Mohrenkopf trägt. Plötzlich

findet man heraus, es könnte gemeint sein, dass man hier die Köpfe von «rabenschwarzen Mohren» verzehre, und dass, wer ein solches Gebäck kauft oder den Namen ausspricht, ein Rassist ist, weil man ihm unterschiebt, er sei damit gegen schwarze Menschen. Das tut allen, welche Mohrenköpfe lieben und sie stets mit Freude gegessen haben, ohne je zu denken, dass dies Köpfe von Menschen sein könnten, weh, denn Rassismus ist eine menschenverachtende Haltung. Und ich glaube nicht, dass es auch nur einen Einzigsten gab, der mit dem Mohrenkopf diese Haltung zum Ausdruck bringen wollte oder brachte.

Sie haben recht, wenn man das weitertreibt, endet das im Unmöglichen: Die kleinen Würstchen, die ursprünglich aus Wien stammen, dürften nicht mehr Wienerli heissen, weil man ja sonst meinen könnte,

## Ich rate Ihnen, auf all das Geschimpfe nicht zu achten.

man sei gegen die Menschen aus Wien, ja man fresse diese sogar. So gibt es noch viele solche lokalen Ausdrücke, zum Beispiel die Frankfurterli, die Appenzeller Siedwürste, die Glarner Landsgemeinewurst und vieles mehr.

Sie fragen, was zu tun sei. Ich rate Ihnen, auf all das Geschimpfe und die verachtenden Worte nicht zu achten, sondern mit Freude weiterhin Mohrenköpfe, Wienerli, Frankfurterli und dergleichen zu genießen. Diese verachtenden Anwürfe können Sie ertragen, da Sie selbst kein Rassist sind. Wie sagte doch im weltbekannten «Heidi»-Buch von Johanna Spyri der im Dorf verachtete Grossvater auf die Frage von Heidi: «Warum reden dann die Leute so schlecht über dich? Du bist es ja gar nicht?» – «Man muss die Leute reden lassen, denn die Hühner können es nicht», war die Antwort des Grossvaters.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

# Trendfarbe schwarz

Firmen wie Disney, Nike und Mercedes gehen Bindungen ein mit Sportstars aus dem Antirassismus-Lager. Die farbige Elite vermarktet die Opferrolle effizient. *Von Beat Gygi*

Der amerikanische Medienkonzern Disney hat einen Vertrag mit dem früheren Football-Spieler Colin Kaepernick abgeschlossen, der 2016 im Sport eine publizitätswirksame Protestbewegung gegen Rassendiskriminierung auf den Weg gebracht hatte. Kaepernick war damals als Quarterback des Football-Teams San Francisco 49ers dadurch auffällig geworden, dass er während des Abspielens der Nationalhymne vor dem Wettkampf nicht aufstand wie die anderen Spieler, sondern sitzen blieb. Nach Kritik aus Spielerkreisen modifizierte er die Protestgeste, so wurde daraus der Brauch, die Hymne kniend anzuhören.

## Sport, Kultur und Rasse

Etliche Kollegen begannen das rasch zum Markenzeichen gewordene «Knie» zu praktizieren. Kaepernick begründete seine Haltung seinerzeit damit, dass er nicht aufstehen wolle, um Stolz zu zeigen für die Flagge eines Landes, das schwarze und farbige Menschen unterdrücke. Er liegt auf der Linie der «Black Lives Matter»-Bewegung und anderer Proteste gegen Rassismus, bekannt war er auch für seine Socken, auf denen Polizisten als Schweine dargestellt sind.

Dass der Medienriese Disney jetzt mit Kaepernick im Erstellen von Dokumentarproduktionen und Ähnlichem zusammengehen will, schlägt vor dem Hintergrund der jüngsten Unruhen in den USA ein wie ein Blitz. Will der Grosskonzern in einer zunehmenden Polarisierung des Landes nun für Schwarze und Farbige Partei ergreifen? Das Aufsehen um den Deal mit Kaepernick ist umso grösser, als der Unterhaltungs- und Medienkonzern mit seinen weltbekannten Marken an den Absatzmärkten stark von der Gunst des breiten Publikums abhängig ist, es also mit dem Mainstream nicht verderben sollte – und zudem als börsenkotiertes Unternehmen um die Zuneigung der Kapitalgeber bemüht sein muss.

Auf den ersten Blick drängt sich der Schluss auf: Die Antirassismus-Strömung ist mittlerweile so stark, dass das traditionelle Business, der Kapitalismus jetzt nachgeben muss. Dies entspricht der verbreiteten Ansicht, dass Kapitalismus wenigstens zum Teil immer auch Rassismus bedeute. Kapitalismus und Rassismus seien Zwillinge, lautet ein Schlagwort. Reichtum, so diese an Marx anlehrende Argumentation, könne von einer bessergestellten Schicht nur deshalb angehäuft werden, weil Sklaven und schlechtbezahlte Gruppen der

Gesellschaft die Arbeit verrichteten und dafür nicht angemessen entschädigt würden. Diese in ihrer weltanschaulichen Tradition verhafteten Kritiker, die den Kapitalismus untrennbar mit Rassismus verbunden sehen, können es als einen Sieg für ihre Seite deuten, wenn Disney, ein Grossunternehmen aus dem Kerngebiet der amerikanischen Marktwirtschaft, sich einem prominenten Vertreter des sogenannten Antirassismus-Lagers annähert und gemeinsame Sache mit ihm macht.

Man kann es auch anders sehen: Kaepernick macht gemeinsame Sache mit Disney. Konzernchef Bob Iger sagte bei der Ankündigung, Kaepernicks Erfahrung befähige diesen zu einer einzigartigen Sicht auf die Gemengelage von Sport, Kultur und Rasse, was zweifellos zu überzeugenden Geschichten zum Aufklären und Unterhalten führen werde. Der rebellische Sportler, der seit 2016 ohne Klub ist und in der nationalen Liga viele Kritiker seiner Haltung hat, lässt sich engagieren für eine Kooperation, die ihm zunächst sicher Ansehen im eigenen Lager bringt und sodann beim breiten Publikum für mehr Aufmerksamkeit sorgt. Daraus ergibt sich Potenzial für weitere ähnliche Verträge, all das bringt Kaepernick einen Zuegang an Geld und Prestige. Damit macht er das, was er in die Zusammenarbeit mit dem Medienkonzern einbringt, zu einem vielfältigen Vermögen, kurz: Er macht seine Protesthaltung und das legendär gewordene Knie zu Kapital.

## Kunden verbrannten ihre Turnschuhe

Indem Kaepernick zum Kampf gegen Rassismus antritt und dabei von einem marktwirtschaftlichen Unternehmen gesponsert wird, begibt er sich in die Sphäre des Kapitalismus, trägt er zu dessen Förderung bei. Das ist für ihn allerdings nicht neu. Im Herbst 2018 lancierte der Sportartikelkonzern Nike eine Kampagne zum 30-Jahr-Jubiläum des Firmen-



«Just do it»: Nike-Jubiläumswerbung.



Vorlieben und Abneigungen: Football-Ikone

Slogans «Just do it», und Kaepernick stand mit einem eigenen Schuhmodell im Zentrum. Die Reaktionen in der Öffentlichkeit waren zwar zum Teil negativ, Kunden verbrannten ihre Turnschuhe, aber Nike zog die Werbung durch. Da Kaepernick mit der Football-Liga wegen seines Protestverhaltens juristisch im Streit lag und Nike gleichzeitig Sponsor der Liga war, ergab sich daraus eine vielfältig polarisierende Werbekampagne.

Kaepernicks Marktwert war für Nike etwas später offenbar so gross, dass dieser 2019 die Lancierung eines Schuhs mit US-patriotischem Emblem verhindern konnte, mit dem Argument, dieses spiegle die weisse Welt. Auch beim Disney-Konkurrenten Netflix ist Kaepernick mit an Bord. Nur wenige Tage vor dem Disney-Deal wurde gemeldet, Kaepernick erhalte eine eigene Netflix-Dokumentationsserie über seine Jugendzeit.

Das jüngste Beispiel einer Kooperation zwischen Rassismus-Kritiker und einem kapitalintensiven Grosskonzern, der aufs Massenpublikum ausgerichtet ist, stammt aus dem Autorensport. Für den soeben erfolgten Formel-1-Saisonstart hat das Mercedes-Team sei-



Colin Kaepernick (M.) mit Eli Harold und Eric Reid (r.).

ne zwei Rennwagen vom traditionellen Silbergrau auf Schwarz umfärben lassen. Die mit der deutschen Tradition der «Silberpfeile» aus den 1930er Jahren verbundenen Mercedes-Rennwagen werden damit in Richtung «Black Lives Matter» umgepolt. Der eine der zwei Mercedes-Fahrer, der mehrfache Weltmeister Lewis Hamilton, ist der einzige Farbige in der Formel-1-Szene, was er seit einiger Zeit publizitätswirksam als Zeichen der Diskriminierung kritisiert. Er kündigte die Installation einer Hamilton-Kommission an, die für mehr Diversität im Motorsport sorgen soll.

Mercedes reagierte nun mit Schwarzfärben der Autos sowie schwarzen Tenues für die Fahrer und hielt fest: «Damit wollen wir unser Engagement im Kampf gegen Rassismus und Diskriminierung in jeglicher Form zeigen.» Die jüngsten Ereignisse hätten gezeigt, dass mehr getan werden könne und müsse, um diese Herausforderungen zu meistern, und dies rasch. «Wenn wir unser Team vielfältiger gestalten und mehr Talente unterrepräsentierter Herkunft anziehen können, dann werden wir ein stärkeres Team», sagt die Equipe, die seit längerem mit Abstand an der Spitze der Sportart liegt.

Kann man daraus ableiten, dass Kapitalismus ein wirksames Mittel gegen Diskriminierung ist? Das erinnert an Gary S. Becker, Ökonomie-Nobelpreisträger 1992 und Chicago-Exponent, der in diese Richtung argumentiert hatte, als er Mitte der 1950er Jahre seine Dissertation und dann sein Buch zur ökonomischen Analyse der Diskriminierung veröffentlichte. Sein aufsehenerregender Befund lautete grob gesagt: Der Wettbewerb der Marktwirtschaft bringt Diskriminierung zum Verschwinden.

Becker argumentierte etwa wie folgt: Wenn ein Unternehmen aus irgendwelchen Gründen Weisse oder Männer als Angestellte bevorzugt, wird es diese besser und somit Frauen und Farbige schlechter bezahlen – bei gleicher Arbeitsleistung. Solche Diskriminierungen können mit persönlichen Vorlieben und Abneigungen oder auch mit Präferenzen der Kundschaft zusammenhängen. Wirtschaftlich kostet es das Unternehmen etwas, die einen für gleiche Leistung teurer zu bezahlen als andere. Gibt es nun Konkurrenten, die keinen Wert auf Bevorzugung und Diskriminierung legen, werden diese ihre Mitarbeiter aus güns-

tigeren Gruppen rekrutieren und dadurch besser rentieren als die andern. Früher oder später werden Firmen, die sich Diskriminierung leisten, wegen Unwirtschaftlichkeit aus dem Markt gedrängt. Anders gesagt: Wettbewerb und Kapitalismus fegen die Verfechter von Diskriminierung nach Rasse oder Geschlecht mit der Zeit von der Bildfläche. Dass die nicht erklärbaren Lohnunterschiede Mann-Frau in den vergangenen vierzig Jahren vielerorts mehr oder weniger auf Null geschmolzen sind, passt ins Bild.

## Die Kosten tragen im Verborgenen letztlich aber die vermeintlich Unterstützten.

Aber die nicht-weissen Stars aus dem Antirassismus-Lager suchen nicht diesen Wettbewerb, sondern eine Welt, in der Diskriminierung reguliert wird, in Rassen ein Dauerthema bleiben und sie mitreden können. Unter dem Stichwort Diversität fordern Interessengruppen Quoten und Fördermassnahmen für Minderheiten aller Art, etwa in Schulen, Unternehmen, Verwaltungen oder beim Zuteilen von Sozialleistungen und Privilegien. Wer irgendwo unterproportional vertreten ist, wird oft als Opfer einer Unterdrückung dargestellt. Schamvoll melden bereits Grossunternehmen, welche geringe Quoten bestimmte Rassen oder Herkunftsregionen in ihren Belegschaften hätten, und versprechen Korrekturen.

### «Verdiene mein Geld mit Schwarzsein»

Aktivisten wie Kaepernick oder Hamilton nutzen das nun geschickt, indem sie sich publikumswirksam (was ihr Kapital vermehrt) für Unterdrückte einsetzen. Im kleinen Massstab sind auch in der Schweiz ähnliche Karrieren beobachtbar, etwa die der Slampoetin Fatima Moumouni, die in einem Interview sagte: «Ich verdiene mein Geld mit Schwarzsein» und immer wieder von einem unterschweligen Rassismus in der Schweiz spricht.

Die Kosten tragen im Verborgenen letztlich aber die vermeintlich Unterstützten, weil sie dadurch in ihrem Opferstatus fixiert und in ihrer Entwicklung eingengt werden. In den USA wird seit fünfzig Jahren die Politik der Affirmative Action, der sogenannten positiven Diskriminierung, der Bevorzugung bestimmter Gruppen praktiziert, dies mit fatalen Folgen. Wie der amerikanische Ökonom Thomas Sowell, ein Schwarzer, in seinen Werken vielfach dargelegt hat, wirkten die bevorzugenden Massnahmen für die Betroffenen oft wie Fesseln, die ihre Initiative lähmten und die Rassenunterschiede zementierten. Im Grunde macht die antirassistische farbige Elite Karriere zulasten der weniger gut Gestellten ihrer eigenen Rasse. ○

# Erasmus: Die grosse Überhöhung

Medien und Politiker greifen Bildungsminister Guy Parmelin an, weil er die Teilnahme der Schweiz am EU-Austauschprogramm aufs Spiel setze. Die Kritik ist verfehlt. Der Bildungsnutzen der Austauschprogramme scheint bescheiden zu sein. *Von Florian Schwab*

Ein Semester lang die Sonne in Florenz geniessen oder in Barcelona die Seele baumeln lassen – das Auslandsemester ist auch bei Schweizer Studenten und Forschern beliebt. Grösstenteils wird es über die Institution Erasmus+ abgewickelt. Dies ist ein Programm der Europäischen Union, das seit den frühen 1990er Jahren den akademischen Austausch fördert und auch Nicht-EU-Mitgliedstaaten offensteht. Im Jahr 2019 verbrachten unter diesem Titel rund 5000 Schweizer einige Monate im europäischen Ausland, offiziell zu Studienzwecken. Etwa 4000 europäische Studenten kamen in die Schweiz.

Glaubt man dem *Blick*, dann ist die Teilnahme der Schweiz am Nachfolgeprogramm von Erasmus+, das den Zeitraum 2021 bis 2027 abdecken wird, akut gefährdet. «Die Zeit läuft. Und zwar gegen die Schweiz», schreibt das Blatt in seiner Ausgabe vom Montag. Es sei «höchst fraglich», ob «Schweizer Schüler und Studenten ab nächstem Jahr noch ins Ausland gehen können». Der Schuldige: Bundesrat Guy Parmelin (SVP), Vorsteher des Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF). Die Aussenpolitische Kommission des Nationalrats, berichtet der *Blick*, habe sogar einen Brief an Parmelin geschrieben.

Dazu werden etliche Aussenpolitiker zitiert. Eric Nussbaumer (SP) klagt, Parmelin «zögert die Vorlage hinaus». Die GLP-Vertreterin Tiana Angelina Moser, Präsidentin der nationalrätlichen Bildungskommission, sagt: «Bundesrat Parmelin hat offensichtlich wenig

Herzblut für das Programm, sonst würde er vorwärtsmachen.» Gleich tönt es bei Elisabeth Schneider-Schneiter (FDP), die findet, «der Auftrag des Parlaments» scheine für Parmelin «keine Priorität zu haben».

Die *Weltwoche* konnte mit Personen sprechen, die in die Gespräche mit der EU involviert sind. Das Ergebnis: Dass es momentan nicht vorwärtsgehe, liege nicht an der Schweizer Seite, sondern an der europäischen. Die EU habe schlicht und einfach das Nachfolgeprogramm für Erasmus+ noch nicht definiert. Bis das EU-Parlament das Budget für die nächste Rechnungsperiode absegne, sei auch nichts Konkretes zu erwarten – und in Brüssel hätten bereits die langen Sommerferien begonnen. «Wir gehen davon aus, dass es im September dann relativ schnell geht», sagt ein hoher Beamter. Man sehe «derzeit keine Anzeichen dafür, dass die EU die Teilnahme an Erasmus als politisches Druckmittel einsetzen will, indem sie diese beispielsweise vom Rahmenabkommen abhängig macht».

## Was «Partnerland» bedeutet

Nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative im Jahr 2014 schied die Schweiz als Vollmitglied aus Erasmus+ aus. Sie beteiligt sich seither als sogenanntes Partnerland am Programm, was bedeutet, dass sie kein offizieller Erasmus-Programmstaat ist. Die Schweiz wickelt daher die Finanzierung der Auslandsaufenthalte nicht über das EU-Programm ab, sondern bezahlt direkt für die An-

gebote, die Schweizer im Ausland wahrnehmen. Der Status als Partnerland bringt es auch mit sich, dass die Staatskasse zusätzlich Beiträge in ähnlicher Grössenordnung an ausländische Studenten bezahlt, die ihr Austauschsemester in der Schweiz verbringen. Die Schweiz zahlt also doppelt – insgesamt fast 32 Millionen Franken im vergangenen Jahr.

Momentan sehen die Vereinbarungen zwischen der Schweiz und der EU vor, dass die Bildungsanbieter (beispielsweise Universitäten) ihre bestehenden Verträge zum akademischen Austausch über den Erasmus-Kanal abwickeln. Das Programm, heisst es weiter aus dem Departement Parmelin, sei aus Schweizer Sicht heute im Wesentlichen eine administrative Erleichterung für diese Austausch-Partnerschaften, von denen einige älter sind als das Programm selber.

Von Seiten der EU gibt es keine Anzeichen, dass dieses Drittstaat-Arrangement bei der Neuauflage von Erasmus zu ändern sei. Derzeit werden neben der Schweiz auch 94 weitere Länder als Partnerstaaten in dem Programm geführt, darunter die USA, Kanada und Australien. Die Vorstellung, dass Schweizer Studenten plötzlich keine Auslandsemester mehr absolvieren könnten, scheint also sehr weit hergeholt. Sobald die EU das neue Programm genau definiert hat, stellt sich dann höchstens die Frage, ob man im bestehenden Rahmen weiter zusammenarbeiten will oder doch lieber eine erneute Vollmitgliedschaft ins Auge fasst.

Wie schlimm wäre es überhaupt, wenn der Schweiz – entgegen allen Erwartungen – jegliche Teilnahme an Erasmus verwehrt würde? Zum einen stünde es helvetischen Bildungsanbietern weiterhin offen, ihren Austausch ausserhalb des Erasmus-Programms zu organisieren. Und zum anderen wird in der akademischen Welt, wie verschiedene Gespräche der *Weltwoche* zeigen, der Bildungsmehrwert der Auslandsemester ohnehin zur Diskussion stehen. Die Erasmus-Reisenden bleiben nämlich an ihrer heimischen Schule eingeschrieben. Nicht selten hat diese im Fall der Schweiz ein höheres Niveau als jene im Austauschland. Die meisten Schweizer belegen aus diesem Grund im Ausland nur wenige Kurse und lernen stattdessen ausgiebig Land und Leute kennen – eine Erfahrung, die man auch auf anderem Wege machen kann. Der Schweizer Steuerzahler finanziert diese Aufenthalte mit rund 1600 Franken pro Person und Semester. ○



Die Schweiz zahlt doppelt.

# Duo infernale vom Bernerhof

Bundesrat Ueli Maurer reiht seit Jahren Informationspanne an Informationspanne. Liegt es an seinen langjährigen Informationschef? Oder sind die Provokationen gewollt?

Von Hubert Mooser

Es war ein Moment von entwaffnender Offenheit: Vor gut einer Woche liess Bundesrat Ueli Maurer (SVP) in der «Samstagsrundschau» von Radio SRF durchblicken, dass er von der Contact-Tracing-App nichts verstehe und diese auch nicht herunterladen werde. Maurers Aussage sorgte für Empörung. Gemäss offizieller Doktrin lässt sich ein zweiter Shutdown nur durch frühzeitiges Aufspüren von Infektionsherden verhindern. Die Contact-Tracing-App ist ein zentraler Pfeiler dieser Strategie. Sie funktioniert allerdings nur, wenn möglichst viele mitmachen. Man würde erwarten, dass sich der Bundesrat an seine eigenen Empfehlungen hält. Entsprechend gereizt fielen die Reaktionen auf das Radio-Interview des Finanzministers aus.

Sabotage auf höchstem Niveau? SVP-Präsident Albert Rösti wiegelt ab. Maurer mache das gerne, ein bisschen gegen den Mainstream argumentieren – auch wenn die Vernunft etwas anderes gebiete. Doch er hält fest: «Wir sind für die Lockerung gewesen, also muss man jetzt auch alle Instrumente einsetzen, damit es keine zweite Welle gibt.» Maurers Aussage wirkt aber auch deshalb schräg, weil sich dieser sonst gerne als Unterstützer der Fintech-Industrie feiern lässt, einer innovativen und computergestützten Finanztechnologie. Maurer räumt dieser Branche alle Steine aus dem Weg. Und nun sagt er plötzlich, er verstehe gar nichts von diesem «Zeugs».

## Schnitzer in den USA

Hat ihn sein Informationsdienst bei diesem Gespräch nicht gut genug vorbereitet? Es ist beileibe nicht der erste Fettnapf, in den Maurer tritt. Mal irritiert er als Bundespräsident Freund und Feind bei einem Besuch in China mit Aussagen über das Tiananmen-Massaker. Als Verteidigungsminister griff er im Abstimmungskampf um den von ihm favorisierten Kampfjet Gripen mit kuriosen Vergleichen ziemlich daneben. «Wie viele Gebrauchsgegenstände, die dreissig Jahre alt sind, haben Sie noch zu Hause?», warf er während eines Anlasses in die Runde – und gab die Antwort gleich selbst: «Bei uns sind das nicht mehr viele, ausser natürlich die Frau, die den Haushalt schmeisst.» Was als Stammtischwitz durchgehen mag, kam nicht gut an. Und die Abstimmung ging dann auch noch verloren.

Den peinlichsten Schnitzer leistete sich Maurer im Umfeld eines Gesprächs mit Präsident Donald Trump. Kurz nach dem Treffen



Sabotage auf höchstem Niveau? Kommunikationschef Minder (l.), Finanzminister Maurer.

hatte sein Departement einen Tweet mit einem Foto veröffentlicht, das zeigte, mit welchen Worten sich der Schweizer Gast verewigte. Maurer schrieb «Withe House» statt «White House», «togethe» statt «together» und «Präsident Switzerland» statt «Swiss President». Beim Live-Interview auf CNN war dann im Hintergrund gut hörbar, wie jemand nicht nur die Fragen für Bundespräsident Maurer übersetzte, die Antworten liess er sich auch noch gleich einflüstern. Politikberater Mark Balsiger erklärte gegenüber dem Schweizer Fernsehen, Maurers Englischkenntnisse seien bescheiden. Doch vor diesem Hintergrund hätte sich die Delegation nie in eine solche Situation manövrieren lassen dürfen.

## Lob von der *Financial Times*

Nach seinem jüngsten Informationsflop kritisierte Kommunikationsberaterin Monique Ryser auf der Internet-Plattform *Infosperber*, das Problem von Ueli Maurer sei vielleicht nicht, dass er «nid druus chunt», sondern dass er das Interesse am Job verloren habe. Das glauben jedoch seine Parteileute nicht. Diese wundern sich vielmehr, dass Maurer nach dem USA-Flop weiter an Informationschef Peter Minder festhielt. «Er hätte nach dieser Geschichte den Posten neu besetzen müssen», findet ein SVP-Vertreter.

Liegt es tatsächlich an seinem Informationschef, wenn Maurer eine selbst für Schweizer Bundesräte rekordverdächtige Fettnapfquote aufweist? Sind der Bundesrat und sein Infor-

mationschef Minder eine Art Duo infernale im Bernerhof, wo das Finanzministerium untergebracht ist? Gerne hätte man von Minder erfahren, wie er selber das sieht. Doch dieser hat keine Lust, solche Fragen zu beantworten: «Zu subjektiven Feststellungen oder Wahrnehmungen äussern wir uns grundsätzlich nicht.»

Vielleicht liegt es aber tatsächlich einfach an Maurers schierer Lust zur Provokation, wie der Obwaldner Finanzpolitiker und Ständerat Erich Ettlin (CVP) vermutet. Als Finanzminister mache er sonst eine sehr gute Falle. «Er ist hier in seinem Element», schätzt Ettlin. In den Kommissionssitzungen sei er stets sachorientiert und fair. Es sei Maurer ein echtes Anliegen, den Bundeshaushalt im Lot zu halten.

Für das von seinen Leuten während der Corona-Krise geschnürte Hilfspaket, mit dem viele Unternehmen innerhalb von kürzester Zeit mit Liquidität versorgt wurden, bekam Maurer Bestnoten. Selbst die *Financial Times* lobte das Notkreditsystem der Schweiz. Bei der Präsentation des Hilfspaketes vor den Medien machte Maurer auch einen souveränen Eindruck – bis auf eine Kleinigkeit. Als ihn ein Journalist fragte, ob die Kredite zinslos abgegeben würden, kam der andere Maurer wieder zum Vorschein. Es werde ein kleiner Zins erhoben, die Banken seien schliesslich nicht Pestalozzi, plapperte er munter drauflos. Ein paar Tage später musste er korrigieren, dass bis zu einer gewissen Kredithöhe keine Zinsen fällig würden. So ist das eben mit Maurer: mal soso, mal lala. ○

# Die Ghislaine Maxwell, die ich kenne

Der Britin Ghislaine Maxwell werden massive Verbrechen zur Last gelegt. Sie soll dem verstorbenen Unternehmer Jeffrey Epstein minderjährige Frauen zugeführt und sich an deren sexuellem Missbrauch beteiligt haben. Auch für sie, wie für jeden Beschuldigten, gilt die Unschuldsvermutung. *Von Alan Dershowitz*

Meine Frau und ich wurden von Sir Evelyn und Lady Lynn de Rothschild mit Ghislaine Maxwell bekanntgemacht, und wir sind ihr danach mehrmals begegnet – meist in Gegenwart prominenter Personen wie Bill und Hillary Clinton, umgeben von Nobelpreisträgern, Universitätspräsidenten, namhaften Wissenschaftlern und Geschäftsleuten. Wir haben nie bemerkt, dass sie etwas Unschickliches getan hätte. Wir kannten sie nur als Jeffrey Epsteins «Thirty something»-Freundin.

Nun werden ihr schwerwiegende Straftaten vorgeworfen, die sie vor einem Vierteljahrhundert begangen haben soll. Wie jeder Untersuchungshäftling muss sie als unschuldig gelten. So, wie sie in der Netflix-Serie über Jeffrey Epstein («Stinkreich») erscheint, wird ein Grossteil der Öffentlichkeit sie jedoch für schuldig halten. Man sollte dieser Serie nicht glauben, da sie weitgehend auf den Aussagen zweier Frauen beruht, die in der Vergangenheit zweifelhaft Beschuldigungen vorgebracht haben.

Die Serie basiert auf den Darstellungen mehrerer angeblicher Opfer, die nach eigener Aussage von Maxwell rekrutiert wurden, um mit Jeffrey Epstein und anderen Männern, darunter Prinz Andrew, sexuell zu verkehren.

## Haltlose Anschuldigungen

Beginnen wir mit Virginia Roberts Giuffre, die behauptet, als Siebzehnjährige von Maxwell Epstein vorgestellt worden zu sein. Sie behauptet, von Epstein und Maxwell Prinz Andrew zugeführt worden zu sein und dafür 15 000 Dollar

erhalten zu haben. Sie hat aber auch gesagt (wie ich in einem Zivilprozess gegen sie vorbringe), sie sei Al und Tipper Gore auf Epsteins Privatinsel begegnet (für diese und andere Enthüllungen bekam sie 160 000 Dollar). Sie schildert die Begegnung sehr detailliert, tatsächlich aber sind die Gores Epstein nie begegnet, und sie waren auch nie auf seiner Privatinsel.

Giuffre hat auch Beschuldigungen gegen den früheren israelischen Ministerpräsidenten Ehud Barak erhoben, gegen den ehemaligen Mehrheitsführer im US-Senat, George Mitchell, den ehemaligen US-Botschafter bei den Vereinten Nationen, Bill Richardson, den Eigentümer von L Brands Limited, Leslie Wexner, und viele andere, die diese Vorwürfe kategorisch bestritten haben. Ihr Anwalt hat eingeräumt, dass sich die gegen diese prominenten Personen erhobenen Anschuldigungen nach elfjährigen Ermittlungen als haltlos erwiesen hätten.

Schliesslich behauptete sie, sechs- oder siebenmal sexuell mit mir verkehrt zu haben, obwohl sie zuvor selbst zugegeben hatte, dass sie mir nie begegnet sei, geschweige denn von mir gehört habe. Ihr Anwalt räumt ein, dass ihre Vorwürfe gegen mich «falsch, einfach falsch» seien, da aus meinen Reiseunterlagen hervorgeht, dass ich niemals an den Orten gewesen sein konnte, an denen wir uns begegnet sein sollen. Sie gestand ihrer besten Freundin, sie sei zu dieser Falschaussage von ihren Anwälten genötigt worden, die mit Leslie Wexner eine Einigung in Höhe von einer Milliarde Dollar erreichen wollten.

Nach umfangreichen Ermittlungen durch den vormaligen Direktor des FBI wurde ich vollständig entlastet. Ich habe alle Unterlagen Netflix vorgelegt, und mir wurde versprochen, dass sie den Zuschauern gezeigt würden, aber diese Zusage hat man nicht eingehalten.

## Verfahren gegen Netflix

Ich habe ein internationales Juristenteam beauftragt, ein Verfahren gegen Netflix wegen Vertragsbruch und Rufschädigung anzustrengen, nachdem Giuffre als glaubwürdig porträtiert wurde und ihre Aussagen über mich, die laut ihrem Anwalt unzweifelhaft «falsch, einfach falsch» sind, absichtlich verschwiegen wurden. Viele Zuschauer, die also nur die eine Seite gesehen haben, halten mich nun für schuldig, obwohl ich der Frau, die mich fälschlicherweise beschuldigt, nachweislich nie begegnet bin. Für meine Familie und auf meinen Ruf hat das massive Auswirkungen. Wenn mir so etwas passieren kann, einem Jura-Professor von makelloser persönlicher Integrität, dann kann das auch jedem Vater, jedem Sohn oder jedem anderen passieren. Und deshalb wehre ich mich.

Eine weitere Netflix-Zeugin ist Sarah Ransome, die behauptet, Epstein kennengelernt zu haben, als sie in ihren Zwanzigern war und Model werden wollte. Netflix hat aber nicht erwähnt, dass Ransome vor den Präsidentschaftswahlen 2016 Dutzende von E-Mails an die *New York Post* schrieb, in denen sie behauptete, Sexvideos der beiden «Pädophilen» zu besitzen, die bei der Wahl kandidierten, also von Hillary

## Schlüsselfigur

Die britische Society-Lady Ghislaine Maxwell, 58, war langjährige Vertraute des verurteilten Pädophilen Jeffrey Epstein. Sie wurde am 2. Juli vom FBI in ihrem Bergchalet namens «Tuckedaway» («versteckt») in New Hampshire verhaftet. Gegen sie wurden sechs Anklagepunkte erhoben, darunter Verführung Minderjähriger zu illegalen sexuellen Handlungen und Meineid. Auf die Anklagepunkte stehen jeweils Höchststrafen von bis zu zehn Jahren Gefängnis.

In Epsteins Kreis verkehrten einige der mächtigsten Menschen der Welt, darunter Ex-Präsident Bill Clinton, Prinz Andrew, Film-Mogul Harvey Weinstein, Schauspieler Kevin Spacey, Woody Allen, Zauberer

David Copperfield, Israels Ex-Premier Ehud Barak, Musiker Mick Jagger, Anwalt Alan Dershowitz. Einigen dieser Persönlichkeiten wird vorgeworfen, sie seien an der Misshandlung minderjähriger Mädchen beteiligt gewesen.

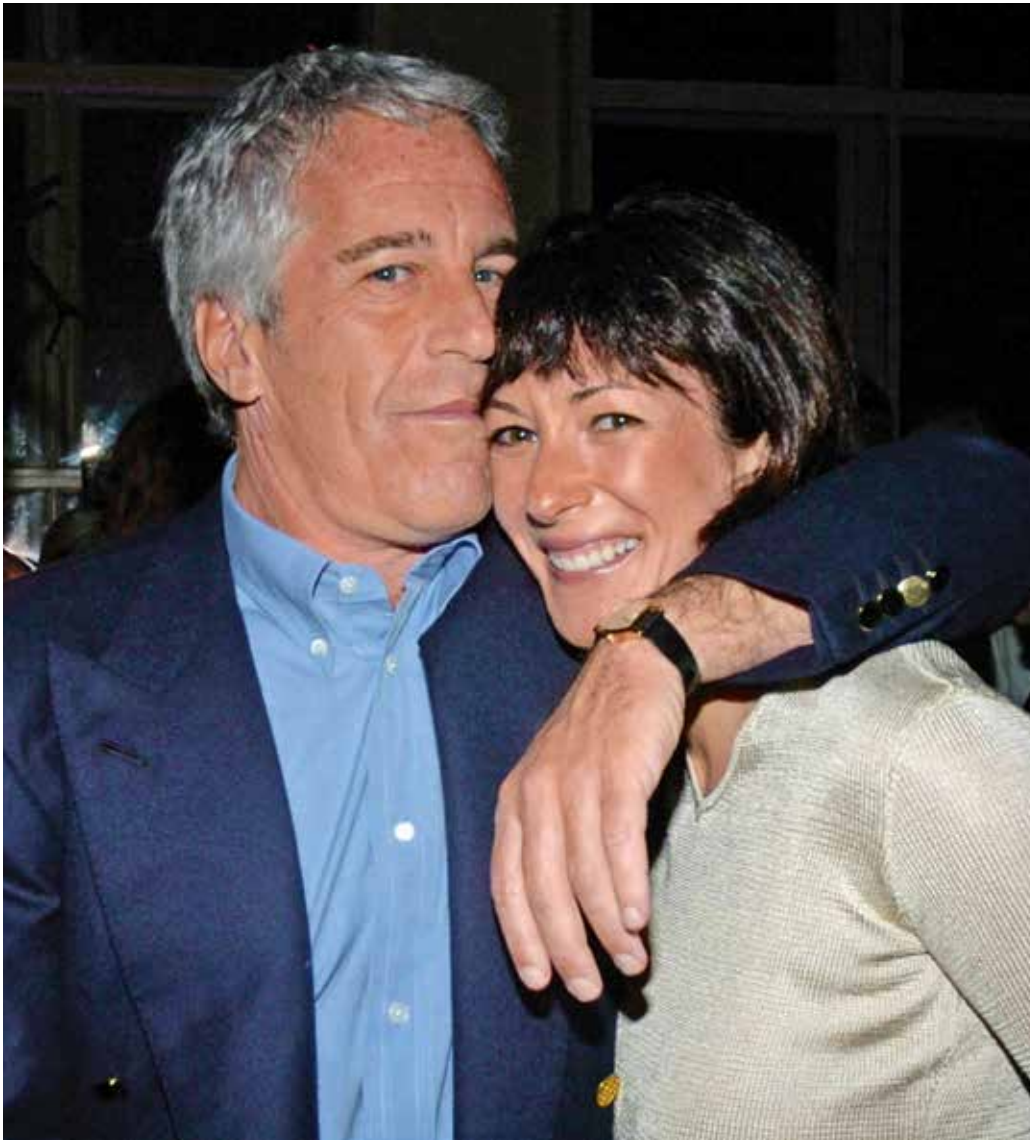
In der Netflix-Doku-Serie «Jeffrey Epstein – Stinkreich», die seit Ende Mai läuft, kommen mutmassliche Opfer zu Wort. Dershowitz schreibt, der Serie fehle jede Glaubwürdigkeit; sie basiere «grösstenteils auf den Berichten zweier Frauen, die in der Vergangenheit zweifelhaft Anschuldigungen erhoben haben».

Seit Maxwells Verhaftung kursieren Spekulationen über ihr Insiderwissen. Verfügt sie über Videokassetten, schriftliche Aufzeichnungen über Personen, die möglicherweise am

sexuellen Missbrauch minderjähriger Mädchen beteiligt gewesen waren? Wenn ja, übergibt sie diese der Justiz, damit sie einer lebenslangen Gefängnisstrafe entgeht? Maxwell hat bislang jegliche Beteiligung an Epsteins angeblichem sexuellem Fehlverhalten oder Kenntnis davon gehabt zu haben, bestritten.

Die Multimillionärin und Tochter des verstorbenen britischen Medienmoguls Robert Maxwell sitzt derzeit unter Selbstmordbeobachtung im New Yorker Stadtgefängnis ein. Jeffrey Epstein wurde letzten August tot in seiner Zelle aufgefunden. Indizien deuten darauf hin, dass er Selbstmord begangen hat. (WW)





«Nie bemerkt, dass sie etwas Unschickliches getan hätte»: Epstein, Maxwell.

Clinton und Donald Trump, sowie Sexvideos von Richard Branson und anderen. Ferner behauptete sie, Hillary Clinton habe die CIA angewiesen, sie aus dem Weg zu räumen und ihre Videos zu zerstören. Die Post hat diese Story natürlich nicht gebracht. Ransome gab später zu, diese Geschichte «erfunden» zu haben – es gab keine Sexvideos.

Netflix hatte auch all diese Informationen und versprach, sie zu präsentieren. Auch dieses Versprechen wurde nicht eingehalten, weil man nicht wollte, dass die Zuschauer Dinge sahen, die die Glaubwürdigkeit der lügnerischen Zeuginnen beeinträchtigen würden.

Jeder sollte Ghislaine Maxwell also Unvoreingenommenheit entgegenbringen, wie auch all den anderen, die von Epsteins angeblichen Opfern beschuldigt werden. Dazu gehören einige der prominentesten Männer der Welt, einschliesslich des Präsidenten eines namentlich nicht genannten Landes. Die Instrumente der Wahrheitsfindung, Kreuzverhör und Gegenüberstellung, müssen bei diesen Zeuginnen zur Anwendung kommen, wie in anderen Fällen auch. Erst nach einem ordentlichen Verfahren, in dem beide Seiten gehört werden, sollten

vernünftige Menschen ihre Schlüsse zu Ghislaine Maxwell ziehen.

Maxwells Verteidiger könnten, neben der Präsentation relevanten Faktenmaterials, darauf hinweisen, dass die Vorwürfe nach mehr als zwanzig Jahren verjährt sind. Sie könnten ferner darauf hinweisen, dass Maxwell durch Epsteins Deal mit der Staatsanwaltschaft geschützt ist, gemäss dem all seinen angeblichen «Mitverschwörern» Straffreiheit zugesichert wurde. Maxwells Anwälte werden gewiss argumentieren, dass sie zu diesem Personenkreis gehört, auch wenn sie nicht namentlich genannt wurde, da ihr in dem aktuellen Prozess Rekrutierung von und Handel mit Frauen vorgeworfen wird.

Warten wir's also ab – der Fall Ghislaine Maxwell ist noch lange nicht entschieden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Alan Dershowitz ist emeritierter Professor der Harvard Law School und Verfasser von «Guilt by Accusation. The Challenge of Proving Innocence in the Age of #MeToo.»

Dieser Artikel ist zuerst im *Spectator* erschienen. Alan Dershowitz hat ihn für Die Weltwoche aktualisiert und ergänzt.



## Inside Washington

### Die Gnädigen

Trump bewahrt Stone vor dem Gefängnis. Verglichen mit seinen Vorgängern ein milder Akt.

Die Strafmilderung für Roger Stone versetzt die Feinde des Präsidenten in Rage. Trump habe seinem Ex-Berater den Kopf gerettet, um sich selbst zu schützen. Demokraten reklamieren Amtsmissbrauch. Tatsächlich?

Nase zu und eingetaucht in den Sumpf der Begnadigungen durch frühere Präsidenten! 1983 wurde der Rohstoffhändler Marc Rich in 65 Punkten angeklagt, darunter Steuerhinterziehung, Erpressung und Handel mit dem unter Embargo stehenden Iran. Rich drohten mehr als 300 Jahre Gefängnis. Glücklicherweise war Rich reich, floh in die Schweiz, und seine Frau investierte grosszügig (und nach einigen Berichten auch intim) in die Wahl von Präsident Bill Clinton. Nachdem er sich jahrelang in der Schweiz versteckt hatte, wurde Rich 2001 von einem dankbaren Clinton begnadigt. «Bubba» Clinton begnadigte auch seinen eigenen kleinen Halbbruder Roger, der wegen Kokainhandels verurteilt worden war. Wozu sind grosse Brüder da? Auch Barack Obama genoss die weitreichenden Begnadigungsbefugnisse, die die Verfassung einräumt, und begnadigte sogar einen verurteilten Terroristen.

Rechtswissenschaftler Jonathan Turley hält fest, dass Thomas Jefferson einen eiskalten Kriminellen begnadigt hat, damit dieser gegen einen seiner Rivalen aussagen würde. Warren Harding, ein Präsident, an den sich kaum jemand erinnert, begnadigte den tödlichsten Auftragskiller Amerikas. Und Harry Truman begnadigte einen Spezi der Demokraten, der Regierungsgelder veruntreut hatte, weil er, nun ja, ein Spezi der Demokraten war. Trump hat Stone nicht «begnadigt», wie viele Medien berichten. Sein Urteil steht, aber er muss nicht ins Gefängnis. Turley, kein Fan von Trump oder Stone, sagt: «Im Vergleich zu den anderen Präsidenten ist die Strafmilderung [von Stone] denkbar weit davon entfernt, zum «korruptesten Akt» der Gnade gekürt zu werden.» Amy Holmes

# Das Karussell steht still

Marktfahrer und Schausteller bangen wegen Corona um ihre Existenz. Von den Behörden werden sie ignoriert.

Von Thomas Renggli

Fasnacht abgeblasen, Sechseläuten eingefroren, Olma abgesagt, Herbstmesse Basel storniert, das Knabenschiessen geht nach hinten los. Corona zieht dem fröhlichen Leben und bunten Treiben den Stecker raus.

Dass in München dem Oktoberfest der Zapfhahn abgedreht wurde, ist ein Zeichen, das auch in der Schweiz unter Marktfahrern und Schaustellern Existenzängste auslöst. Peter Howald, der Präsident des SVS, des Verbandes für das Reisengewerbe, Zürich, und mit seiner Tochter selber Betreiber eines Unternehmens, sagt zur ungemütlichen Lage: «Wir haben seit acht Monaten keine Einnahmen. Und die Behörden haben uns vergessen.»

Die Ausgaben aber bleiben. Howald beziffert die Fixkosten seines Betriebes auf 30 000 Franken pro Monat. Allein die Hallenmiete für seine derzeit eingelagerten Anlagen und Anhänger betrage 9000 Franken pro Monat: «Ich mache normalerweise 1,9 Millionen Franken Umsatz pro Jahr – und bezahle seit vierzig Jahren Steuern.» Wenn er gewusst hätte, wie nun mit ihm und seinen Kollegen umgegangen werde, hätte er die Steuerrechnung jeweils direkt dem Altpapier zugeführt.

Howald spricht von einem «staatlich verordneten Berufsverbot» und attackiert die Regierung frontal: «Wir werden seit dreieinhalb Monaten immer wieder vertröstet.» Zuletzt habe es geheissen, dass Ende August entschieden werde, ob das Gewerbe als Härtefall eingestuft werde und von unkomplizierten Hilfgeldern profitieren könne – erst Ende August.

## 1200 Jahre alte Tradition

Für Howald grenzt diese Hinhaltenaktik an Zynismus: «Der Bundesrat geht in die Ferien – und wir stehen am Abgrund.» Er rechnet damit, dass 90 Prozent der 320 Schausteller in der Deutschschweiz die Krise nicht überstehen.

Auch Maya Hauri bestätigt dieses Bild. Die 63-jährige Aargauerin führt seit vierzig Jahren einen Familienbetrieb mit Kinderkarussell, Autoscooter, Eisenbahn und Süßwarenstand. Doch nun steht alles still – bei laufenden Kosten: «Wir bezahlen Lagermiete, Krankenkasse und müssen unser Leben finanzieren – von nichts.» Deshalb schwindet ihre Hoffnung: «Wir sind finanziell bald am Ende.»

Auf dem Spiel steht ein wichtiges Stück Schweizer Kulturgut. Die Schausteller und Marktfahrer gehören zu einem der ältesten

Gewerbe des Landes – mit einer rund 1200 Jahre alten Tradition. Allein die Jahrmärkte zwischen Rorschach und Genf verzeichneten im vergangenen Jahr 11,2 Millionen Besucher – damit war jeder Schweizer statistisch mindestens einmal an einem solchen Anlass.

Die Chilbi existiert seit dem Mittelalter. Dies lässt sich am Namen ableiten: «Chilbi», in historischen Dokumenten auch «Kilbi», «Kilwy» oder «Kilchwih» genannt, ist die mundartliche Bezeichnung für die Kirchweih – ein An-



«Hinhaltenaktik»:

Reisengewerbe-Präsident Howald.

lass also, der sich im Laufe der Zeit vom Kirchfest zu einer Party entwickelt hat.

Und doch wirken Chilben heute, als wären sie der Zeit entrückt. Zuckerwatte, Karusselle oder Büchenschüssen: Wer durch einen Jahrmarkt spaziert, wähnt sich in einer eigenen Welt – und quasi in die Kindheit zurückschickt. «Wohl jede Schweizerin und jeder Schweizer hat eine Chilbi-Erinnerung», sagt Peter Howald.

Trotzdem besitzt dieses Metier in Bundesbern offenbar keine Lobby. So richteten sich die Berufsverbände schon im Mai mit einem offenen Brief an die Behörden: «Es darf nicht sein, dass man die Schausteller und Markthändler weiterhin ihrem Schicksal überlässt.»

Damit eine branchenspezifische Lösung für Marktfahrer, Schausteller und Zirkusse gefunden werden könne, brauche es eine Sitzung mit Bundesrat Guy Parmelin und Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, der Direktorin des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco). Die Sitzung fand nie statt.

## Wichtigste Zeit des Jahres steht bevor

Werner Laubscher, der Präsident des Schweizer Schausteller-Vereins mit Sitz in Bern, ist von der behördlichen Ignoranz emotional tief getroffen: «Wir wurden schlicht und ergreifend vergessen. Andere Branchen erhielten relativ unkompliziert und schlank Soforthilfen

---

«Wir wurden schlicht und ergreifend vergessen.»

---

– uns bleiben nur die Ausgleichszahlungen der Arbeitslosenkasse.» Und die betragen in seinem Fall 3100 Franken pro Monat: «Das reicht knapp, um selber zu überleben. Um den Betrieb zu erhalten, genügt dies aber bei weitem nicht.»

Dabei stünde jetzt die wichtigste Zeit des Jahres bevor – vor allem im Herbst, wenn die grossen Publikumsmessen und Volksfeste normalerweise stattfinden und die Schausteller ihre Reserven für den Winter schaffen: «Zwischen Dezember und Ende Februar haben wir keine Einnahmen. Doch in diesem Jahr dauert der Winter das ganze Jahr», sagt Werner Laubscher.

Auch Chris Indrak sieht für seine Branche schwarz. Sein Familienbetrieb in dritter Generation ist seit Ende November 2019 zur Untätigkeit gezwungen. Zu schaffen macht ihm vor allem die Ungewissheit: «Im schlimmsten Fall sind wir 16 bis 18 Monate ohne Einkünfte.» Indrak betont, dass sie niemandem auf der Tasche liegen wollen. Aber wenn es nicht möglich sei zu arbeiten, brauchen sie Hilfe, «unkompliziert und schnell».

Ob sein Ruf gehört wird, ist ungewiss. Noch klammern sich viele Schausteller an die Hoffnung, dass wenigstens die Luzerner Herbstmesse vom 3. bis zum 18. Oktober durchgeführt werden kann. Doch die Realität dürfte eine andere sein. Und spätestens Ende Jahr könnte es bei vielen Schaustellern heissen: Das Karussell dreht sich nicht mehr – nie mehr. ○

# Contes Gespür für die Macht

Die Salvinis kommen und gehen, Conte bleibt. Der von den Populisten installierte Premier Italiens galt als Leichtgewicht. In der Corona-Krise baute der elegante Technokrat seine Machtfülle in ungeahntem Masse aus. Was hat er gut gemacht? Wie ist seine vorläufige Bilanz? Von Matthias Rüb

Als Giuseppe Conte Anfang Juni 2018 italienischer Ministerpräsident wurde, nannte man ihn den «Stellvertreter der Stellvertreter». Das traf die Sache ganz gut, denn die politische Richtlinienkompetenz lag bei den beiden Vize-Regierungschefs Luigi Di Maio von der linkspopulistischen Fünf-Sterne-Bewegung und Matteo Salvini von der rechtsnationalistischen Lega.

Salvini hatte das Thema der (illegalen) Migration in den Mittelpunkt der Wahlkampagne gestellt. Die Rolle des «Sheriffs des Volkes», der das Verbrechen im Land und illegale Einwanderung ins Land konsequent bekämpfte, war ihm wie auf den Leib geschneidert. Und als Innenminister zog er durch, was er den Wählern versprochen hatte: Er liess die Häfen des Landes für private Rettungsschiffe schliessen und pochte darauf, dass Italien bei der Bewältigung des Problems der Bootsmigration über das zentrale Mittelmeer von den Partnern in der EU nicht länger alleingelassen werde.

Conte selbst, der bis zu seinem Aufstieg auf den höchsten Regierungsposten ein unbekannter Rechtsprofessor war, nannte sich «Advokat des Volkes». Mit der hübschen Beschreibung insinuierte er eine direkte Verbindung zwischen Volk und Regierungschef, ohne die Vermittler- und Filterfunktion einer Partei. Denn Conte war und ist parteilos; er steht zwar den Fünf Sternen nahe, ist der Bewegung aber nie beigetreten. Er hatte auch nie für ein politisches Amt kandidiert, ehe er aus der Obskurität des akademischen Betriebs ins Amt des Ministerpräsidenten der drittgrössten Volkswirtschaft der Euro-Zone katalpultiert wurde.

Mitten im Ferienmonat August 2019 liess Salvini dann die Regierung Conte I platzen – in der verblendeten Hoffnung auf Neuwahlen, die er gemäss allen Umfragen klar gewonnen hätte und nach denen er selbst Regierungschef einer Mitte-rechts-Koalition geworden wäre.

## Schicksalhafte Todeszahl

Conte war bei all dem nur Zuschauer – beim Zustandekommen der ersten panpopulistischen Koalition (Lega und Fünf Sterne) in einem EU-Gründungsstaat, bei deren kurzer Verweildauer auf der Bühne der Zeitgeschichte, schliesslich bei deren Zusammenbruch. Doch der «Anwalt des Volkes», den das Volk nie ausgewählt und beauftragt hatte, blieb auf seinem Spitzenposten. In einer denkwürdigen Rede im Senat hatte er Salvini für dessen Aus-



«Advokat des Volkes»: Regierungschef Conte.

tritt aus der Koalition abgekanzelt und sich als Garant der Kontinuität und der Regierbarkeit des Landes präsentiert. Das war Contes politischer Geniestreich.

Seit September 2019 leitet er nun die Regierung Conte II, diesmal an der Spitze einer Linkskoalition von Fünf Sterne und Sozialdemokraten (PD). Aber auch für diese Koalition

## Seit beinahe einem halben Jahr regiert Conte fast ausschliesslich per Dekret.

ist Conte vom Volk nie gewählt worden. Vielmehr waren es Berlin und Brüssel sowie Staatspräsident Sergio Mattarella, die PD und Fünf Sterne zum Zusammengehen gedrängt hatten. Ziel war es, Salvini zu verhindern. Der wollte, wie er unumwunden zugab, das Volk bei Wahlen um die Befugnis zum Ausüben der «pieni poteri», der ganzen Macht, ersuchen. Als Salvini seinerzeit die beiden Worte aussprach, gab es in den linksliberalen Medien ein Geschrei, als stünde der Wiedergänger Benito Mussolini vor der Tür zum Palazzo Chigi, dem Amtssitz italienischer Ministerpräsidenten.

Im Kabinett Conte II gibt es den Posten des stellvertretenden Regierungschefs nicht mehr, so dass dem Amt des Ministerpräsidenten

mehr Macht zugewachsen ist. Macht, die er nach Ausbruch der Corona-Pandemie in einem Mass ausnutzte, das einer faktischen Aussetzung der Demokratie gleichkam. Schon Ende Januar hatte Conte den Notstand verhängt, dennoch starben in Italien rund 35 000 Menschen an den Folgen der Pandemie. Im offiziellen Narrativ wird die hohe Todeszahl als schicksalhaft beschrieben, eine Debatte über mögliche Versäumnisse der Regierung hat noch kaum begonnen. Conte gratuliert sich fortgesetzt selbst zu der Entscheidung, den totalen Lockdown und Shutdown der gesamten Nation von März bis Mai verhängt zu haben: So, als ob die Pandemie einzig um den Preis der nachhaltigen Beschädigung der Volkswirtschaft – mit unabsehbaren sozialen Folgen – hätte eingedämmt werden können.

## Schub des Etatismus

Seit beinahe einem halben Jahr regiert Conte fast ausschliesslich per Dekret. Das Parlament wird kaum mehr konsultiert. Als Conte letzte Woche ankündigte, der Notstand solle ohne Parlamentsbeschluss bis Jahresende verlängert werden, schien er ehrlich überrascht, dass Teile seiner eigenen Regierungskoalition sowie die gesamte Opposition dies ablehnten: So sehr hat sich der «Advokat des Volkes» an die Aushebelung demokratischer Spielregeln als Instrument zur Konsolidierung der eigenen Macht gewöhnt, dass er daran trotz niedriger Infektionszahlen festhalten will. Immerhin nur bis Ende Oktober statt wie zunächst geplant bis Ende Dezember.

Als politisches Vermächtnis der Regierung Conte II steht die faktische Fortsetzung von Salvinis harscher Migrationspolitik, die als dessen Gegenteil verkauft wird. Derweil steigen die Flüchtlingszahlen wieder an. In der Wirtschaftspolitik gibt es gemäss dem Wunsch der Fünf Sterne einen Schub des Etatismus: Staat und Bürokratie erweitern ihren Einfluss auf das Wirtschaftsleben. Wenig spricht dafür, dass die vielen Milliarden Euro, die die EU zum «Wiederaufbau» Italiens in das Land pumpen will, unter den gegenwärtigen Machtverhältnissen in Rom an diesem Trend etwas ändern werden.

Matthias Rüb ist Italien-Korrespondent für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

# Instrument der Zivilisation

In der Schweiz ist das Waffentragen seit drei Jahrzehnten verboten. Grundlage dafür ist ein falsches Menschenbild. Es mag überraschen, aber wo die Bürger sich bewaffnen dürfen, gibt es weniger Gewalt. Von Lukas Joos

Anfang Juli entwich im Kanton Zürich ein Sexualstraftäter, der im Wald Joggerinnen angefallen hatte, aus einer geschlossenen Einrichtung. Ein mit den Strafurteilen bekannter forensischer Psychiater charakterisierte den Flüchtigen wie folgt: «Das gezielte und rücksichtslose Tatverhalten widerspiegelt den Angriff eines Raubtiers auf eine nichtsahnende Beute, wofür unsere amerikanischen Fachkollegen den treffenden Ausdruck des *sexual predator* haben. Das Opfer wird zum reinen Nutzobjekt herabgewürdigt; es hat nur der Begierde des Täters zu dienen und wird danach in seinem Elend zurückgelassen.»

Die allermeisten Menschen dürften gegenüber diesen Opfern überwältigendes Mitgefühl und ein hilfloses Bedürfnis empfinden, alles dafür zu tun, die erlittene Misshandlung ungeschehen zu machen. Doch für eine deutliche Mehrheit von Politik und Gesellschaft ist derzeit klar: Das Gesetz muss Joggerinnen daran hindern, eine Pistole auf sich zu tragen. Die Wiedereinführung des Rechtes auf Waffentragen steht bei keiner relevanten Partei oder Organisation auf dem Programm.

Abgeschafft wurde dieses Recht in der Schweiz erst vor gut zwanzig Jahren. Bis Ende der neunziger Jahre konnte man Handfeuerwaffen in allen Kantonen und Faustfeuerwaffen in der Mehrheit der Kantone (unter ihnen

---

Sicherheitspolitische *hard evidence* für die Notwendigkeit eines Tragverbots gab es nicht.

---

der urbanste, Basel-Stadt) frei tragen. 1997, bei der Ausarbeitung des ersten eidgenössischen Waffengesetzes, stimmte das Parlament jedoch – nach zähen Debatten – dem sogenannten Bedürfnisnachweis für Waffentragbewilligungen zu, einem De-facto-Tragverbot. Der Entscheid war vergleichsweise knapp, den Ausschlag gaben Teile der CVP und der Liberatlen Partei. Fünf Jahre zuvor, als die für ein nationales Waffengesetz nötige Verfassungsgrundlage geschaffen wurde, hatte im bürgerlichen Lager noch Einigkeit geherrscht, dass eine solche Klausel für Schweizerinnen und Schweizer nicht in Frage komme.

## Klausel des Widersinns

Sicherheitspolitische *hard evidence* für die Notwendigkeit eines Tragverbots gab es nicht. Im Parlament gaben dessen Befürworter offen

zu, über keine Statistiken zu verfügen, die den kriminalitätsdämpfenden Effekt einer Bedürfnisklausel belegten. Nicht einmal eine Liste illustrierender Missbrauchsfälle konnten sie in Anschlag bringen. Ihre Argumentation basierte wesentlich auf schwarzmalischen Szenarien einer Zukunft der Waffenträger. Diese Szenarien waren zum Teil durchaus originell: Arnold Koller zum Beispiel imaginierte eine Personenkontrolle am Letten mit tragberechtigten Junkies und Dealern (worauf ihm ein Zürcher Parlamentarier erklärte, seine «Story» ergebe nur schon deshalb keinen Sinn, weil die dortige Drogenszene längst geschlossen sei). Doch sie litten alle

am grundsätzlichen Mangel, dass sie im direkten Widerspruch zum unproblematischen waffengesetzlichen Status quo ohne nachweisbares Schusswaffenproblem standen. In der Vernehmlassung hatte sich sogar der Verband Schweizerischer Polizei-Beamter gegen das faktische Waffenverbot ausgesprochen.

Noch leichtgewichtiger als die damaligen Argumente gegen das Waffentragen sind die heutigen. Ich spreche vor dem Hintergrund zahlreicher Diskussionen mit Politikern wie Nichtpolitikern verschiedenster politischer Ausrichtungen. Wer das Tragverbot in Frage stellt, stösst in aller Regel zuerst auf viel Emotion – und dann auf nicht mehr als vier, fünf Stan-



Teile der Realität.

dardphrasen mit schweren Stichhaltigkeitsproblemen.

Begonnen wird meist mit der Behauptung, für den Schutz vor Verbrechen sei die Polizei da. Auf die Erklärung, dass die Polizei bloss durch Zufall rechtzeitig vor Ort sein könne, weil die allermeisten Gewaltstraftaten keine dreissig Sekunden dauern und Sexualverbrechen nicht vor unbeteiligten Drittpersonen stattfinden, folgt üblicherweise ein unbeirrtes «Es ist trotzdem die Aufgabe der Polizei». Erläutert man dann, dass in diesem Fall jedes Gewaltdelikt Beweis für die Nichterfüllung einer polizeilichen Amtspflicht wäre, wird meist gekontert, der Staat müsse das Gewaltmonopol innehaben und es dürfe keine Selbstjustiz geben. Was aber hat die bewaffnete Ausübung des Notwehrrechtes mit Anarchie und eigenmächtiger Vergeltung zu tun? Die Antwort ist in der Regel die Flucht nach vorne: Eine Waffe nütze einem im Ernstfall sowieso nichts. Will man hierauf wissen, ob denn das erfolgreiche Absolvieren der sogenannten Polizeitests zum Tragen berechtigen sollte, wird die Diskussion nur allzu oft –

ich spreche wirklich aus Erfahrung – mit dem mehr oder weniger ärgerlichen Ausruf beendet, man müsse ja nur in die USA schauen. Allerdings sticht auch dieses Argument nicht.

Wie auch immer geartete amerikanische Zustände sind kein Grund zur Annahme, hierzulande würde die Streichung der Bedürfnisklausel etwas anderes als die Rückkehr zum problemlosen Status quo ante bewirken.

### Die menschliche Natur

Fakten sind Fakten. Polizisten hechten nicht zwischen Tätermesser und Opferleber, und sie zerren keine Sexualverbrecher von überwältigten Frauen. Zwischen 1848 und 1997 herrschten weder Blutvergiessen noch Wildwestchaos in der Schweiz – im Gegenteil. Woher also kommt die plötzliche bürgerliche Feindschaft gegen das Waffentragen? Unterstellt man nicht einfach allgemeine Dummheit und Kaltherzigkeit, muss man von tieferliegenden Gründen ausgehen: von Prämissen über die Ursachen von Kriminalität, die notwendigerweise zum Schluss führen, das Tragrecht sei ein Katalysator für Gewalt.

Der erste Absatz von James Q. Wilsons 1975 erschienenem, heute noch einschlägigem Buch «Thinking About Crime» enthält die Feststellung, dass die Tauglichkeit jeglicher Staatstätigkeit gegen Kriminalität in besonderer Weise von einem korrekten Verständnis der menschlichen Natur abhängt. Das heisst: Annahmen über deren Beschaffenheit und Veränderbarkeit bestimmen die Sicht darauf, wie das Verbrechen entsteht und wie es bekämpft werden kann. Und genau in dieser Hinsicht, in den Annahmen zur Natur des Verbrechers, hat sich in der bürgerlichen Schweiz ein Wandel vollzogen.

Bürgerliche (Sicherheits-)Politik basierte lange auf einer «Grundsicht» der menschlichen Natur, die «constrained» oder «tragisch» genannt wird. Diese Sicht kommt bereits im Sündenfall, also im dritten Kapitel der Genesis, zum Ausdruck. Später prägte sie das Denken einer langen Linie liberaler und angelsächsisch-konservativer Intellektueller, die von John Locke über Adam Smith bis zu Friedrich Hayek reicht. Ihre zentralen Axiome in Bezug auf Verbrechen und Krieg sind die folgenden:

- 1 — Das Böse ist genauso Teil der menschlichen Natur wie das Gute: Krieg und Verbrechen sind unüberwindbare Teile der Realität.
- 2 — Der menschliche Wille ist frei: Schuld am Bösen ist, wer es verübt.
- 3 — Die menschliche Natur ist konstant: Misslingt die moralische «Grundkonditionierung» im Kindesalter, ist lebenslange Asozialität die Folge.

Gemäss dieser Sicht können Aggressoren – egal, ob Vergewaltiger, Terroristen oder Dikta-

toren – nur mit einer Strategie in Schach gehalten werden, die auf die Beeinflussung ihres Verhaltens abzielt. Der Schlüssel zum Erfolg liegt in Dissuasion und Gegengewalt. Ist die Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger nicht bereit und fähig zu beidem, haben Frieden und *civilté* keinen Bestand. Jede zur Eindämmung der Aggression notwendige Gewaltandrohung und -anwendung ist moralisch zu begrüssen, falsche Humanität hingegen nicht. Weil der Täter den Entschluss zur Aggression erstens frei und zweitens aus eigensüchtigen Motiven trifft, gilt nach dem Moralphilosophen Adam Smith: «Mitleid mit den Schuldigen ist Grausamkeit gegenüber den Unschuldigen.»

Eine zweite, ganz andere Grundsicht der menschlichen Natur bildet seit zwei Jahrhunderten die Grundlage sogenannt progressiver Politik. Diese «unconstrained» oder «uto-

---

### Adam Smith: «Mitleid mit den Schuldigen ist Grausamkeit gegenüber den Unschuldigen.»

---

pisch» genannte Sicht widerspiegelte sich im ausgeprägt «machbarkeitsorientierten» Denken von Philosophen wie Rousseau, Nicolas de Condorcet und William Godwin und färbte auch die marxistische Theorie. Ihre Grundannahmen in Bezug auf Verbrechen und Krieg lauten:

- 1 — Das Böse ist nicht Teil der menschlichen Natur, sondern Folge ihrer Korruption: Krieg und Verbrechen sind widernatürliche, vermeidbare Anomalien.
- 2 — Der menschliche Wille ist gegenüber äusseren Umständen ein «Underdog»: Schuld am Bösen ist in erster Linie das Umfeld des Täters.
- 3 — Die menschliche Natur ist formbar. Aggressoren lassen sich resozialisieren.

Gemäss diesen Grundsätzen wird Gewalt durch die Ausmerzungen ihrer – äusseren – Ursachen verhindert. Krieg ist das Resultat von Missverständnissen, «Provokationsspiralen» und Verzweiflung über «unmenschliche Lebensumstände»; überwunden wird er mit Pazifismus, Dialogbereitschaft und Entwicklungshilfe. Gegen Verbrechen helfen Gewaltlosigkeit, soziale Gerechtigkeit und ein Strafvollzug mit Therapiefokus. Die Androhung oder Ausübung von Gewalt hingegen bedeutet unter diesen «utopischen» Voraussetzungen nicht nur zwangsläufige Eskalation, sondern ist auch moralisch immer fragwürdig. Weil an den Taten der Aggressoren eigentlich die Gesellschaft Schuld trägt, «widerspiegeln» Verbrecher bloss Unrecht: Dementsprechend kann aus der Anwendung von Zwangsmitteln gegen sie keine Tugend gemacht werden. »

## Jetzt herunterladen! Weltwoche-App

Schnellerer Download,  
bessere Grafik, mehr Bilder.  
Die andere Sicht, ab sofort  
noch mobiler und überall  
verfügbar.



Mit Bildern  
und  
Illustrationen

Holen Sie sich hier die neue App:



Bis Ende der achtziger Jahre war die bürgerliche Sicht auf das Verbrechen ähnlich «tragisch» wie jene auf den Krieg. Bundesrat Arnold Koller, der wenig später zum erbitterten Tragrechtsgegner mutierte, stellte noch 1993 fest: «Das Recht auf freies Waffentragen ist eigentlich nur das Korrelat zur Wehrpflicht.» Der Schutz von Leben, Leib und Besitz war noch Männerdomäne, aber er funktionierte gegen innen gleich wie gegen aussen.

### Füsilier Gewaltfrei

Dann aber, ab den frühen Neunzigern, vollzog sich in der Mehrheitsgesellschaft eine grundlegende Sichtverschiebung in Bezug auf Verbrechen und Gewalt.

Unter anderem mit der Verwahrungsinitiative wurde zwar gefordert, im Strafvollzug zu einem tragischeren Menschenbild zurückzukehren. Doch gleichzeitig setzten sich innert Kürze Verhaltensnormen und Werte durch, die nur von einem ausgesprochen utopischen Standpunkt aus Sinn ergeben.

Zum einen ist – als ob es nur in den Herzen ausländischer Soldaten Böses gäbe – die absolute Gewaltlosigkeit zur unhinterfragten gesellschaftlichen Maxime geworden. Galt auf den



Der Wille ist frei.

### Eine tragischere Sicht auf die Kriminalität wäre ein Weg zu einer weniger gewalttätigen Schweiz.

Pausenplätzen der Achtzigerjahre noch die Regel, dass «fertig ist», wenn einer auf dem Boden liegt, heisst in die Schule gehen schon längst, Gewaltfreiheit zu lernen. Ein Unterschied zwischen Gewalt und Gegengewalt wird praktisch nicht mehr gemacht; Zeichen erfolgreicher Sozialisierung ist, die Inaussichtstellung und Ausübung von Gewalt per se abzulehnen. Ein Land, das seinen Bürgern persönliche Waffen zur Bekämpfung äusserer Feinde verteilt, ist zur Überzeugung gekommen, in Zivilkleidern sei es unmöglich, in eine Situation zu geraten, aus der man nur mit Gewalt heil herauskommt.

Zum anderen ist in Bezug auf Verbrecher die Unterstellung zum Standard geworden, sie delinquenten, wie Lawinen den Hang niedergehen: völlig ohne Rationalität und Kalkül. Dass Waffen in Privathaushalten «höchstens das subjektive Sicherheitsgefühl erhöhen», aber gegen Einbrecher «nichts bringen», gab vor einiger Zeit sogar ein unglücklicher Pro-Tell-Präsident zu Protokoll. Die gleiche bürgerliche Mehrheit, die gerade neue Kampfflugzeuge beschaffen will, glaubt ganz offensichtlich, für Verbrecher gebe es einfach nur Opfer – und nicht Opfer mit neuen, Opfer mit alten und Opfer mit gar keinen «Kampfpistolen».

Vor diesem Hintergrund ist klar, warum viel Bürgerliche zu Tragrechtsgegnern geworden sind. Handeln Verbrecher ohne jegliche Rücksicht auf ihr Wohlergehen, schreckt das Tragrecht wirklich nicht ab. Und ist Dissuasion und Gegengewalt nur gegen fremde Truppen legitim, kann der Wille zum Waffentragen tatsächlich nicht anderes bezeugen als den moralischen Defekt eines Rambos, Rechtsextremen oder Spinners.

Gewalt ist nicht einfach Gewalt. Wirtshausprügeleien sind das eine, barbarische, unprovokierte Attacken auf Zufallsoffer das andere. Was Letzteres betrifft, ist die Schweiz von heute eine völlig andere als jene von 1990.

Dasselbe gilt für den Alltag der Einsatzkräfte. Vor dreissig Jahren brauchten Polizisten keine Spuckbrillen und Sanitäter keine Schutzwesten, jetzt schon. Auch für Minderheiten ist die neue Welt nur bedingt eine schöne. Antisemitismus und Homophobie sind zwar verpöner denn je – für Juden und Schwule wird der öffentliche Raum aber trotzdem immer gefährlicher. Die fast vollständige Sicherheit, bei der Verübung einer Gewaltstraftat nicht ernsthaft verletzt oder getötet zu werden, ist ein nicht zu vernachlässigender Anreiz für das handfeste Ausleben von Hass. Der Abschreckungseffekt gehört zu den Dingen, die man erst bemerkt, wenn sie nicht mehr vorhanden sind.

### Menschliche Raubtiere

Insbesondere jene politischen und gesellschaftlichen Kreise, die hinter der Armee stehen, sollten sich wieder eingestehen, dass die Rezepte der Gesellschaft Schweiz ohne Armee nicht nur gegen Krieg, sondern auch gegen Verbrechen untauglich sind. So unbestritten das Ziel einer möglichst gewaltfreien Gesellschaft ist, so kontraproduktiv ist die Delegitimation von Abschreckung und Gegengewalt als Mittel dorthin. Die Rückkehr zu einer realistischeren, tragischeren Sicht auf die Kriminalität ist nötig, um unsere Gesellschaft wieder friedlicher zu machen. Sicherheitspolitisch gesehen sprechen einige gute Gründe für die Abschaffung des Bedürfnisnachweises, aber keiner dagegen. Mindestens so gewichtig ist meines Erachtens aber auch die ethische Komponente, die gegen den Beibehalt des Tragverbotes spricht.

Wir wissen, dass es menschliche Raubtiere gibt. Können wir die menschliche Beute zwingen, ihren Giftzahn zu Hause zu lassen, ohne Unrecht zu begehen?

Lukas Joos ist Philosoph und leitete 2019 die Abstimmungskampagne gegen die Umsetzung der EU-Waffenrechtslinie in der Schweiz.

# Coronas Zeugen

Die Politik des Bundes streift das Absurde. Die Tests kosten über 100 Millionen Franken und verschärfen vor allem Ängste. Für die Maskenpflicht fehlen vernünftige Beweise.

Von Beda M. Stadler

Warum wurde die Maskenpflicht zu einem Zeitpunkt eingeführt, als kein Anstieg an Corona-Fällen ersichtlich war? Wer ist eigentlich dafür verantwortlich, dass kurz vor der Einführung von Gratistests signifikant mehr getestet wurde, so dass der Eindruck eines kleinen Anstiegs entstand? Warum lässt der Bund Medienberichte unwidersprochen im Raum stehen, die aus einem Corona-Fall sogleich eine «Ansteckung» machen?

Und was wir alle wissen möchten: Wie lange sollen wir mit Lümpchen vor Nase und Mund herumrennen? Bis nach der möglichen zweiten Welle? Bis keine «Fälle» mehr auftreten? Oder bis alle Viren, an denen man sterben kann, ausgerottet sind?

Die Verunsicherung ist gross. In meiner Wohnregion gibt es seit fast fünf Wochen keinen einzigen Fall mehr. Trotzdem sieht man Mutter-Kind-Paare mit Maske beim Einkaufen. Und das kann noch ewig so weitergehen. Falls man nämlich weiter so intensiv testet, wird es kaum je weniger positive Resultate geben. Und wenn man den Test dann auch noch gratis (also auf Kosten der Steuerzahler) anbietet, ist die Panik schon fast programmiert. Es gehört zwar zum Lehrbuchwissen, dass ein positiver Test nicht gleichbedeutend ist mit einer Ansteckung. Aber Wissen hilft nur, wenn man es auch nutzt.

## 169 Franken pro Corona-Verdacht

Mit der aktualisierten Beprobungsstrategie des BAG vom 24. Juni 2020 übernimmt der Bund die Kosten der ambulant durchgeführten molekularbiologischen und serologischen Analysen auf Sars-CoV-2 bei Personen, welche die Verdachts- und Meldekriterien erfüllen. Das ist ein Pauschalbetrag von 50 Franken für die ärztliche Konsultation plus 95 Franken für die molekularbiologische Analyse plus 24 Franken für die Auftragsabwicklung. Das macht also stolze 169 Franken pro Corona-Verdacht. Laut BAG wurden bis Anfang letzter Woche 686 349 Tests durchgeführt, was rund 116 Millionen Franken kostete. Die 158 075 Gratistests, welche seit dem 24. Juni durchgeführt wurden, schlugen mit 27 Millionen Franken zu Buche.

Wer so viel Geld ausgibt, sollte zumindest ausweisen, wie oft der Test ein falsches Resultat ergab. Die meisten PCR-Tests, die europaweit im Umlauf sind, haben eine Fehlerquote von über einem Prozent, wie Sars-2-Ringversuche zeigten ([www.instand-ev.de](http://www.instand-ev.de)). In der Schweiz



Leise Hoffnung, dass der missionarische Eifer etwas abflaut.

werden leider weder Angaben zu Ringversuchen noch zur Bestätigung positiver Tests veröffentlicht. Wir müssen demnach davon ausgehen, dass die Mehrzahl der sogenannten Corona-Fälle seit dem 24. Juni «falsch positiv» sind. Denn auf 158 075 Tests kamen 1461 positive Resultate – was ziemlich genau der Fehlerquote von einem Prozent entspricht. In diesem Zeitraum sind in der Schweiz übrigens zwei Menschen an oder mit Sars-2 gestorben.

Der herbeigeredete Anstieg von «Infektionen» hat dazu geführt, dass anscheinend über 70 Prozent der Bevölkerung eine Maskenpflicht im ÖV befürworten. Die frühere Maskenskepsis ist aus unerfindlichen Gründen verflogen. Derweil läuft in Amerika, wo Sars-2 weiterhin wütet (wobei es sich erfreulicherweise um einen neuen, abgeschwächten Virusstamm handelt), seit geraumer Zeit ein Experiment, das die Nutzlosigkeit der Maskenpflicht aufzeigt. Langsam versteht man nämlich, weshalb sich das Virus in den USA anders als in Europa hartnäckig hält.

## Klimaanlagen als Virenschleudern

Man kann in Amerika wohl vielen eine Maske aufzwingen, aber auf keinen Fall die Klimaanlage wegnehmen. Doch ältere Klimaanlagen sind regelrechte Virenschleudern. Die Menschen versammeln sich drinnen, wie im Winter, allerdings weil es draussen zu heiss ist. Unter diesen Bedingungen werden die Laborstudien, mit denen man krampfhaft aufzeigen wollte, wie wirksam Gesichtsmasken eben doch seien, zur Makulatur. Es wäre daher sinn-

voll, wenn man zuerst einmal die Klimaanlagen in unseren Bussen und Zügen unter die Lupe nähme, bevor man den Passagieren eine Placebo-Maske aufzwingt.

Diese nüchterne Betrachtungsweise wird kaum dazu beitragen, dass die Maskenpflicht bei uns aufgehoben wird. Die Gesichtsverhüllung ist längst eine Art Glaubensbekenntnis. Selbst die Ungläubigen werden weiterhin ihre Masken überziehen, da schliesslich niemand als Asozialer gebrandmarkt und aus dem Zug geschmissen werden will. Jetzt, da sogar Donald Trump mal eine Maske angezogen hat, besteht höchstens eine leise Hoffnung, dass der missionarische Eifer etwas abflaut. Doch wenn sich maskierte Fussballer im Bus anstecken, kann man immer noch behaupten, es wären die Umarmungen in der Kabine gewesen.

## Gute Trockenübung

Unter den gegebenen Umständen sollten wir die Maskenpflicht trotzdem subito abschaffen. Es war eine gute Trockenübung. Taucht mal wieder ein gefährliches Virus auf, kann jeder sein Lieblings-Lümpchen hervorholen, um etwas gegen die eigene Panik zu unternehmen. Selbstverständlich würde die Schweiz bunter, wenn alle, die das wollen, weiter mit Masken herumlaufen. Selbst wenn damit das Vermummungsverbot verletzt wird, hätten Menschen ohne Maske sicher Verständnis für die religiösen Ängste.

Beda M. Stadler ist emeritierter Professor und ehemaliger Direktor des Instituts für Immunologie an der Uni Bern.

# Krieg und Frieden

Angeführt von Aussenminister Ignazio Cassis, bewirbt sich die Schweiz um einen Sitz im Uno-Sicherheitsrat. Der frühere Spitzendiplomat Paul Widmer kritisiert das Vorhaben: Die Kandidatur schwäche die Neutralität der Schweiz. Von Erik Ebnetter

Der Norwegische Saal am Uno-Hauptsitz in New York bildet die Bühne für die Königsdramen unserer Zeit. Hier, am Tagungsort des Sicherheitsrats, entscheiden fünfzehn Staaten völkerrechtlich verbindlich über Krieg und Frieden. Sie tun dies vor einem gigantischen Wandbild mit einem Phönix als zentralem Motiv. Dieser symbolisiert die Auferstehung der Völkergemeinschaft aus den Ruinen des Zweiten Weltkriegs.

Eine ähnlich beeindruckende Kulisse wählte Bundesrat Ignazio Cassis, als er Ende Juni den Slogan präsentierte, mit dem sich die Schweiz um einen Sitz im Sicherheitsrat bewirbt. Cassis stand auf dem Rasen vor dem Palais des Nations in Genf, an einem Rednerpult mit Uno-Logo. Er erinnerte in diesem Moment an die amerikanischen Präsidenten, die regelmässig im Rosengarten des Weissen Hauses zur Öffentlichkeit sprechen, vor sich das Pult mit dem Siegel ihres Amtes.

Ganz wie die amerikanischen Präsidenten, die sich mit Fragen von Krieg und Frieden beschäftigen, zog auch Cassis, der Aussenminister der kleinen, neutralen Schweiz, die grossen Linien der Weltpolitik. Die Schweiz im Sicherheitsrat, das wäre «A Plus for Peace», erklärte er und zeigte auf das Revers seines Anzugs. Dort glänzte ein goldener Pin mit Schweizerkreuz, Friedenstaube und ebendiesem Slogan in der Sonne.

**Calmy-Rey lancierte die Idee**  
Der Sicherheitsrat hat laut Uno-Charta «die Hauptverantwortung für die Wahrung des

Weltfriedens und der internationalen Sicherheit». Er besteht aus fünf ständigen Mitgliedern – China, Frankreich, Grossbritannien, Russland und den USA –, die allesamt über ein Vetorecht verfügen und sich so gegenseitig blockieren können. Hinzu kommen zehn nichtständige Mitglieder, die für je zwei Jahre dem Gremium angehören.

Die Schweiz bewirbt sich für die Jahre 2023 und 2024 um einen Sitz. Gewählt wird im Juni 2022. Die Kampagne geht zurück auf Bundesrätin Micheline Calmy-Rey, die vor bald zehn Jahren die Kandidatur lancierte, kurz bevor sie aus dem Amt schied.

Ihre Nachfolger im Aussendepartement (EDA), erst Didier Burkhalter, nun Ignazio Cassis, hielten daran fest. Inzwischen steht auch das anfänglich kritische Parlament hinter der Idee. Zuletzt hatte die SVP per Motion verlangt, die Kandidatur zu stoppen. Der Nationalrat lehnte das Ansinnen in der Frühjahrsession nach kurzer Diskussion deutlich ab.

## Starke Position

Kann sich die Schweiz im Sicherheitsrat tatsächlich besser für Frieden auf der Welt einsetzen, als ihr das heute möglich ist, wie der Bundesrat meint?

Der frühere Diplomat Paul Widmer ist skeptisch: «Wenn die Sicherheitsratsmitglieder einen Vermittler suchen, dann doch ausserhalb des Gremiums.» Die Schweiz habe in solchen Fällen eine starke Position, die sie mit ihrer Kandidatur eher gefährde als absichere.



Diplomat Widmer.

**«Man nimmt keine Stellung, hält sich Konflikten fern.»**

Widmer war Schweizer Botschafter in Kroatien und Jordanien und ist einer breiteren Öffentlichkeit als Buchautor und Kolumnist bekannt. Seine Karriere begann er als Mitarbeiter der Schweizer Uno-Mission in New York. Später war er unter anderem zuständig für die Beziehungen der Schweiz zur Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE). Nach fast vier Jahrzehnten verliess er 2014 altersbedingt den diplomatischen Dienst. Heute zählt er zu den gewichtigsten Kritikern der gegenwärtigen Schweizer Uno-Politik.

Wir sitzen in «Jack's Brasserie» in Bern, unweit vom Bundeshaus. Widmer erklärt ruhig und in druckreifen Sätzen, weshalb er die Mitgliedschaft im Sicherheitsrat für unvereinbar mit der Neutralität hält. «Neutralität kommt von *ne uter*: Man nimmt keine Stellung, hält sich Konflikten fern. Das ist die erste Funktion. Nun kann man argumentieren, es gebe eine zweite Funktion: die Neutralität des Richters. Der Richter entscheidet, unabhängig zwar, nach bestem Wissen und Gewissen, doch er schlägt sich mit seinem Urteil auf eine Seite.»

Widmer selber ist der Meinung, dass die Schweiz auch diese zweite Funktion erfüllen

kann, allerdings nur als Vermittlerin oder Schlichterin, quasi als Friedensrichter. «Man muss dafür wirklich unabhängig sein, also die erste Funktion der Neutralität ernst nehmen.» So sei es der Schweiz in den sechziger Jahren gelungen, zwischen Frankreich und der algerischen Befreiungsbewegung zu vermitteln oder in jüngerer Zeit zwischen Russland und der Ukraine. Ein Sitz im Sicherheitsrat würde diese Unabhängigkeit gefährden.

Der Bundesrat ist anderer Auffassung und verweist in seinem Bericht zur Kandidatur von 2015 auf die Erfahrungen anderer neutraler Staaten wie Schweden oder Österreich. Widmer erwidert: «Ob wir uns für neutral halten, ist in diesem Zusammenhang irrelevant.»

**«Wichtig ist, dass die anderen unsere Neutralität anerkennen.»**

Wichtig ist, dass die anderen unsere Neutralität anerkennen.» Schweden habe lange Zeit eine Neutralitätspolitik verfolgt, ohne über eine völkerrechtlich anerkannte Neutralität zu verfügen. «Heute ist das Land einfach allianzfrei und agiert kaum mehr neutral.»

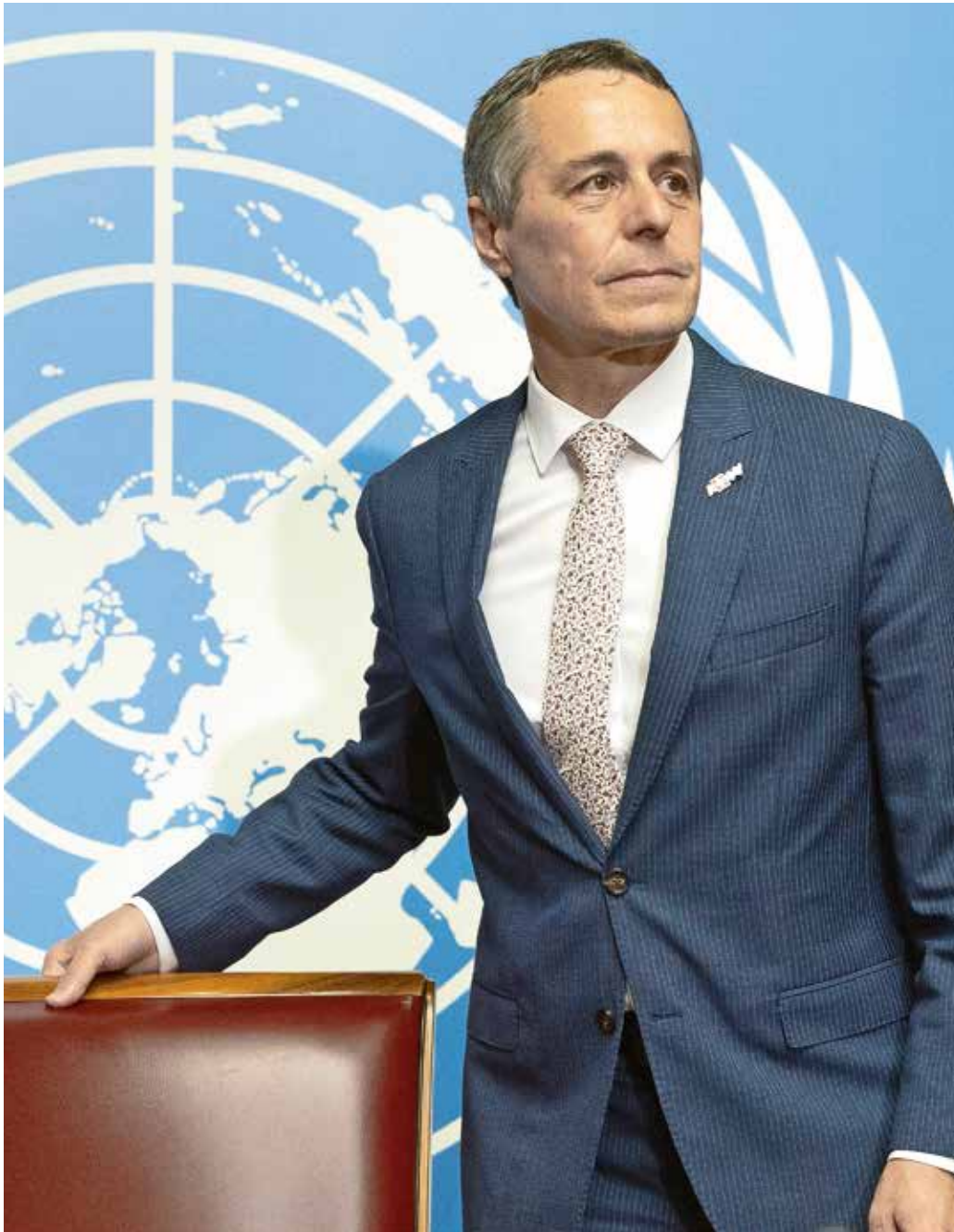
Dass ein starkes Engagement in Gremien und Organisationen der internationalen Politik auch eine völkerrechtlich verbürgte Neutralität schwächen könne, lasse sich an Österreich beobachten, so Widmer. Er verweist auf seine Erfahrungen als Botschafter in Jordanien: «Wir konnten mit den Hamas-Vertretern reden. Meinen österreichischen Kollegen war das untersagt, denn Österreich musste als EU-Mitglied die EU-Sanktionen gegen die Hamas mittragen.»

## USA oder China?

Wie sehr diese Neutralität auch in der Schweiz geschätzt wird, zeigt die Sicherheitsstudie der ETH, die jedes Jahr aktualisiert wird. Gegenwärtig finden 96 Prozent der Teilnehmer dieser repräsentativen Umfrage, «die Schweiz sollte ihre Neutralität beibehalten». Das ist der höchste Wert seit Beginn der Messreihe vor drei Jahrzehnten.

Auch wenn man die Sache andersrum betrachtet, ergibt sich ein klares Ergebnis. Nur 14 Prozent sind der Meinung, «die Schweiz sollte bei militärischen Konflikten im Ausland klar Stellung für die eine oder andere Seite





**Friedenstaube mit Schweizerkreuz:** Ignazio Cassis im Palais des Nations in Genf, 26. Juni.

beziehen». Das ist der tiefste Wert, den die ETH je ermittelte.

So fest die Neutralität in der Bevölkerung verankert ist, so klar ist sie in der Verfassung geregelt. Bundesrat und Bundesversammlung werden in gleichlautenden Formulierungen verpflichtet, «Massnahmen zur Wahrung der äusseren Sicherheit, der Unabhängigkeit und der Neutralität der Schweiz» zu treffen. Die Schweiz müsste sich also im Sicherheitsrat der Stimme enthalten, wenn Ablehnung oder Zustimmung zu einer Resolution die Neutralität des Landes gefährden würde.

Wie wenig Spielraum der Bundesrat in dieser Frage hat, zeigte sich in der Sommersession des Parlaments. SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi wollte wissen, wen die Schweiz in der Hongkong-Frage unterstützen würde, sollte es im Sicherheitsrat zu einer Abstimmung kommen: die USA oder China?

Der Bundesrat liess schriftlich mitteilen: «Betreffend Hongkong hat das EDA am 22. Mai 2020 zu einer demokratischen und gewaltfreien Debatte aufgerufen, um Grundfreiheiten und weitgehende Selbstverwaltung zu bewahren. Die Schweiz misst der Wahrung des Prinzips «One country, two systems» grosse Bedeutung zu.»

Die Antwort lässt Sympathien für die Position der USA erkennen, ohne China zu brüskieren. Immerhin betont die chinesische Regierung immer wieder, am Prinzip «One country, two systems» festhalten zu wollen. Die Schweiz, so lässt sich folgern, würde sich der Stimme wohl enthalten, obschon der Bundesrat sichtlich Mühe hat, dies einzuräumen.

### Der wunde Punkt

Tatsächlich berührt die Frage nach der Enthaltung einen wunden Punkt: Weshalb

drängt man in den Sicherheitsrat, wenn man sich dort in wichtigen Fragen zurücknehmen müsste?

Paul Widmer erklärt es mit einem natürlichen Reflex: «Politiker, aber auch Diplomaten wollen mitreden, etwas bewirken. Darum haben sie diesen Beruf gewählt. Da ist so weit normal. Allerdings muss man sich als Diplomat immer fragen, ob das eigene Wirken im Interesse des Landes ist, dem man dient.

Widmer argumentiert, die Schweiz könnte ihre hehren Ziele – «A Plus for Peace» – mit der Kandidatur für den Sicherheitsrat unfreiwillig beschädigen. «Nehmen wir an, die USA fordern schärfere Massnahmen gegen den Iran. Die Schweiz hat von beiden Staaten ein Schutzmachtmandat. Das gehört zu unseren Guten Diensten, auf die wir zu Recht stolz sind. Um dieses Vertrauen zu bewahren, müsste man sich der Stimme enthalten. Was nützt das? Am Ende schwächt man so den Sicherheitsrat, der schon oft genug entscheidungsunfähig ist.»

Seine Worte seien keine Kritik an der Schweizer Uno-Mitgliedschaft, betont Widmer. Zwar habe er es begrüsst, als 1986 der Beitritt abgelehnt wurde: «Einige Staaten waren damals nicht in der Uno. Es war deshalb konsequent, dass man als neutrales Land draussen blieb.» Bei der zweiten Volksabstimmung von 2002 hatte sich die Lage geändert: «Ich war nun für den Beitritt, weil die Uno inzwischen praktisch alle Staaten umfasste. Sie repräsentierte jetzt wirklich die Staatengemeinschaft. Es wäre seltsam gewesen, wenn die Schweiz weiter abseitsgestanden wäre.»

### Kandidatur ohne Konkurrenz

Tatsächlich ist die Uno-Generalversammlung, wo die Schweiz seit bald zwei Jahrzehnten vertreten ist, nur ein Beratungsorgan. Völkerrechtlich bindend sind allein die Entscheide des Sicherheitsrats. Als die Schweiz seinerzeit über den Uno-Beitritt abstimmte, war eine Kandidatur für den Sicherheitsrat allerdings kein Thema. Richtig ist aber auch, dass der Bundesrat in seiner Botschaft zur Volksabstimmung eine spätere Kandidatur für den Sicherheitsrat offenliess.

Für Widmer ist die Sache klar: «Wenn man sich nicht entscheiden will, gehört man nicht in den Sicherheitsrat.» Verhindern lässt sich der Einzug von Schweizer Politikern und Diplomaten in den Norwegischen Saal jedoch kaum mehr. Bundesrat und Parlament unterstützen die Kandidatur, während Volk und Stände, wie's heute aussieht, auf Mitsprache in dieser Frage verzichten werden. Bislang ist der Schweiz auch keine Konkurrenz um den Sitz erwachsen.

So spricht alles dafür, dass Bundesrat Cassis noch hin und wieder die Möglichkeit haben wird, vor grosser Kulisse aufzutreten, wie er dies zuletzt in Genf tat. Und sei es nur, um sich der Stimme zu enthalten. ○

# Die europäische Methode

Von Thilo Sarrazin — Über die ölfleckartige Ausbreitung europäischer Zuständigkeiten.



Vor 38 Jahren übernahm ich im Bonner Finanzministerium als junger Beamter die Leitung des Referats «Finanzfragen des Verkehrs, Bundesbahn, Bundespost». Es war eine finanzpolitische Problembaustelle, die mich erstmals mit der Macht und den Zwängen der europäischen Integration konfrontierte. Dass der Bundesfernstrassenbau teuer war und stets an Geldmangel litt, wusste ich vorher. Dass die Bundespost mit dem Fernmeldemonopol unglaubliche Gewinne machte, war mir auch bekannt. Ebenso wusste ich, dass das mit Abstand grösste Problem in meiner neuen Zuständigkeit die explodierende Verschuldung der Deutschen Bundesbahn war.

Unbekannt war mir die EG-Verordnung 1191/69. Dafür war sie meinen neuen Mitarbeitern umso präsenter. Die damals zwölf Jahre alte Verordnung regelte den Wettbewerb im öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV); das tut sie heute noch. Zum ÖPNV gehört auch der Schienenpersonennahverkehr (SPNV), den in der damaligen Bundesrepublik Deutschland vor allem die Deutsche Bundesbahn betrieb. Aufgrund dieser Verordnung hatte die Bundesbahn einen Anspruch auf Subventionen im SPNV, aber auch auf faire Wettbewerbsbedingungen. Subventionen an den Nahverkehr durften auch nicht beliebig vergeben werden. Diese Verordnung, mit all ihren verästelten Folgen, wirkte auf mich wie eine Holzstange, die mir quer auf den Rücken gebunden war und uns beim Gang durch den Wald der zu lösenden Finanzprobleme doch sehr behinderte.

Ich wollte die Verordnung ändern. Meine Mitarbeiter erklärten mir, das sei nicht möglich. Einmal ins nationale Recht eingeführte EG-Verordnungen könne man de facto nicht mehr ändern. Ich machte Vorschläge, sie unbeachtet zu lassen oder anders anzuwenden. Meine Mitarbeiter erklärten mir, auch das sei nicht möglich, denn dann würde die Kommission beim Europäischen Gerichtshof (EuGH) klagen. Dort bekomme die Kommission sowie so meistens recht. Klagen seien sinnlos, der EuGH stehe grundsätzlich auf der Seite der Kommission und bestätige im Zweifel immer eine Ausdehnung europäischen Rechts. So fand vor knapp vierzig Jahren meine Einführung ins Europarecht statt.

Im Lauf der Zeit musste ich einsehen, dass meine Mitarbeiter recht hatten. EU-Verordnungen, die Rechtskraft erlangt haben, wirken wie Findlinge auf dem nationalen Acker, deren Beseitigung die Kräfte des Bauern übersteigt. Der pragmatische Bauer führt seinen Pflug um solche Findlinge herum. Er weiss, dass die Findlinge schon vor 20 000 Jahren in der letzten Eiszeit auf sein Land gerieten, und hat sich mit ihrer Existenz abgefunden. So macht es die nationale Politik mit dem europäischen Recht.

Im Unterschied zu den Findlingen, deren Entstehungsgeschichte mit der letzten Eiszeit abgeschlossen war, ist die Entstehung europäischer



Auf zu neuen Umwegen.

Rechts aber keineswegs abgeschlossen. Immer neue Findlinge regnen auf den nationalen Acker nieder und zwingen den Bauern mit seinem Pflug Jahr für Jahr zu neuen Umwegen. Die Umwege führen zu neuen Problemen, deren Lösung in einer weiteren EU-Verordnung besteht. So wächst die Zahl der Findlinge auf dem Acker unablässig weiter.

Anfang der achtziger Jahre war das weltweite Inflationsproblem durch eine strikte Geldpolitik gelöst worden, auch das Regime flexibler Wechselkurse hatte sich stabilisiert. Jedes EU-Land trug die Verantwortung für seine Finanzen und kam für seine Schulden selber auf. Wer die nationale Notenbank zur Staatsfinanzierung heranzog, konnte das tun. Die Folgen für Wechselkurs und Inflation musste er selber tragen. Der nationale Acker der Finanz- und Währungspolitik war weitgehend frei von Findlingen aus fremder Quelle.

Das änderte sich mit der Währungsunion. Die nationale Politik verlor Freiheitsgrade. Aus dem europäischen Himmel regneten die Findlinge in Form von Stabilitätsvorgaben und Verschuldungsgrenzen herab. Mittlerweile fühlen sich viele EU-Länder mit den klassischen Aufgaben der Wirtschafts- und Finanzpolitik überfordert und rufen auch dort nach Hilfe, wo eigentlich die eigene Steuer-, Abgaben-, Ausgaben- und Finanzhoheit ausreichen sollte, wenn man sich ihrer nur klug bedient. So wie die rohstoffarme Schweiz trotz Corona-Krise ohne europäische Unterstützung auskommt, sollte dies auch dem stolzen Frankreich, Italien, Spanien, Portugal und Griechenland möglich sein.

## Weniger Früchte

Je mehr europäische Findlinge auf den Äckern herumliegen, desto weniger Früchte werden diese Äcker tragen. Das Urteil des deutschen Bundesverfassungsgerichts zu den Grenzen des Mandats der EZB und den Grenzen der zulässigen Rechtsprechung des EuGH war ein überfälliger Versuch, die Findlingsproduktion einzudämmen. Das stimmt optimistisch. Dagegen trägt das grosse europäische «Wiederaufbauprogramm» zur Bekämpfung der wirtschaftlichen Folgen der Corona-Pandemie die Unwahrhaftigkeit schon in der Namensgebung, denn der Corona-bedingte Nachfrage-rückgang liess die Produktionskapazitäten und die jeweiligen strukturellen Probleme der nationalen Volkswirtschaften ganz unberührt.

Alles, was zum Beispiel Italien tun müsste, um sein Wirtschaftsrecht, sein Arbeitsrecht und seine Justiz zu modernisieren, um sein Ausbildungswesen zu verbessern und die Forschungsleistung seiner Universitäten zu erhöhen, wäre ganz ohne zusätzliche Gelder aus Europa möglich. Es bedürfte nur eines Reformwillens. Darüber kann man im europäischen Dialog offenbar nicht mehr sprechen. Aus der Sicht vieler Europafreunde scheint es moralisch geboten, im Gegensatz zu den tatsächlichen Verhältnissen so zu tun, als ob die Probleme Italiens oder Frankreichs nicht in den Ländern selber lägen.

Zu Beginn der deutschen Präsidentschaft am 1. Juli hat Bundeskanzlerin Angela Merkel weitere Fortschritte bei der europäischen Integration angemahnt und zur Ermutigung die deutsche Geldbörse weit geöffnet. Das Fehlen von konkreten Gestaltungsideen und umsetzbaren Konzepten scheint niemanden zu stören. Auch unter der deutschen Präsidentschaft bleiben für den Schengen-Raum ein europäisches Asylrecht und einheitliche Grenzkontrollen leere Hoffnungswerte. Ersatzweise wird es Findlinge regnen, die niemand braucht, die aber den Fusslahmen Europas den Schneid nehmen, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln, und für die Tatkräftigen noch mehr Hindernisse aufbauen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliges Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat über die deutsche Politik.

# Mehr Geld, weniger Schüler

Inzwischen fließen jährlich 17 Millionen Franken an Schweizer Schulen im Ausland. Diese sollen als Vitrinen der Schweiz dienen. Die Schweizer Schüler kann man dort teilweise an einer Hand abzählen. *Von Beni Frenkel*

Die Schweizerschule in Peking befindet sich im riesigen Campus der «Western Academy of Beijing». Hier gibt es eigentlich alles, was ein Schülerherz begehrt: einen Entensee («Duck Lake»), ein «Adrenaline Fitness Center», ein «Tiger Field» (Sportplatz) und eine beeindruckende Bibliothek. Nur Schweizer Schülerinnen und Schüler findet man im weitläufigen Schulgelände kaum. Letztes Jahr waren es fünf, vorletztes Jahr vier.

An fehlendem Tatendrang liegt es nicht: Dreizehn Mitglieder sitzen im Vorstand des Trägervereins der Schweizerschule. Und Lehrerinnen gibt es fast so viele wie Schweizer Kinder, nämlich: Frau Gerig, Frau Zhao, Frau Ottiger und Frau Zobel. Per 1. August sucht die Schule übrigens noch einen Kommunikationsbeauftragten.

Geld ist in Hülle und Fülle vorhanden. Das Bundesamt für Kultur geizt schon gar nicht: In den letzten zwei Jahren flossen über 160 000 Franken nach Peking. Vom Lotteriefonds des Kantons Zürich gab's 130 000 Franken obendrauf.

In der Gründerversammlung 2016 hoffte man auf die Prognose der UBS, die bis 2021 ihre Mitarbeiterzahl in China verdoppeln wollte. Unterstützung erhielt die Mini-Schule von alt Bundesrat Samuel Schmid, Ständerätin Brigitte Häberli-Koller (CVP, TG) und Ex-Botschafter Uli Sigg.

Dass die Schule trotzdem nicht überrannt wird von wissbegierigen Kindern, hat mehrere Gründe. So leben nur 3410 Schweizer in China. Zum Vergleich: Im viel kleineren Thailand haben es sich 9551 Schweizer gemütlich gemacht. Dann ist auch das Schulgeld sehr hoch. Die Eltern eines Erstklässlers zahlen an der Schweizerschule jährlich umgerechnet 30 790 Franken. An der Deutschen Botschaftsschule Peking, die 700 Kinder vom Kindergarten bis zum Abitur führt, sind es 16 400 Franken.

## Keine Erfolgsgeschichte

Die Schule in Fernost ist kein Einzelfall seltener Schulplanung im Ausland. Achtzehn Schweizerschulen werden vom Bund im Ausland finanziert, zum Beispiel in Singapur, Catania, Lima oder Madrid. Mit dem Schweizerschulengesetz will der Bund «die Vermittlung schweizerischer Bildung und Kultur im Ausland fördern».

Diese achtzehn Schulen besuchen nicht nur Schweizer Kinder. In Peking besuchten neben den fünf Schweizer Kindern zehn Altersgenossen anderer Nationalitäten die Schweizer-



*Beliebt – nur nicht bei den Schweizern:* Schule in Singapur.

schule. In Bangkok waren von den 292 Kindern nur 51 Schweizer.

Eine Erfolgsgeschichte sind die Schweizerschulen nicht. Auswertungen der *Weltwoche* zeigen: Zwischen 2009 und 2019 sank die Zahl der Schweizer Schüler von 1799 auf 1603. Dafür gehen immer mehr Kinder anderer Nationalitäten in die vom Bund finanzierten Schweizerschulen. Waren es 2009 noch 6611 Kinder, gingen letztes Jahr bereits 8093 in diese Schulen. Mit anderen Worten: Die Schweizerschulen

## Geld ist in Hülle und Fülle vorhanden. Das Bundesamt für Kultur geizt schon gar nicht.

im Ausland sind beliebt – nur nicht bei den Schweizern.

Besonders deutlich lässt sich das in Mexiko beobachten. Seltsamerweise existieren von den achtzehn Schweizerschulen gleich drei in dem zentralamerikanischen Land: in Mexiko-Stadt, in Querétaro und in Cuernavaca. 2002, damals gab es erst zwei Schulen, hatte fast jedes vierte Schulkind den roten Pass. Letztes Jahr waren es weniger als jedes zehnte. 2019 gingen nur noch 139 Schweizer Kinder in die drei Schweizerschulen in Mexiko, 27 weniger als 2002.

Trotzdem überweist der Bund immer mehr Geld nach Mexiko. 2,25 Millionen Franken waren es 2019. Das ist eine Dreiviertelmillion mehr

als 2002. Dieser Trend gilt auch für die anderen Schulen. 17,7 Millionen Franken flossen letztes Jahr von der Schweiz an die achtzehn Schweizerschulen. 2002 war es eine Million weniger, obwohl damals mehr Schweizer Kinder die Schulen besuchten.

## Dahinter steckt der Bundesrat

Mehr Geld, aber weniger Schweizer Kinder – wie ist das möglich? Dahinter steckt der Bundesrat, der mit der Revision des Schweizerschulengesetzes eine neue Rechengrundlage geschaffen hat. Seit 2015 werden für die Subventionsbemessungen nämlich auch Nichtschweizer Schulkinder berücksichtigt, wie das Bundesamt für Kultur auf Anfrage mitteilte. Der massive Rückgang an Schweizer Kindern ist finanziell gesehen verkraftbar.

Wenn in Mexiko dereinst gar keine Schweizer Kinder mehr in die Schule kommen, wird das vielleicht nichts am Status ändern. «Es gibt seit der Totalrevision des Schweizerschulengesetzes keinen gesetzlich vorgeschriebenen Mindestanteil für Schweizer Schülerinnen und Schüler», so das Bundesamt für Kultur. «Die Schulen sind eine Vitrine der Schweiz im Ausland und führen dazu, dass die Schülerinnen und Schüler ein Leben lang mit der Schweiz verbunden bleiben.»

Man kann es auch anders ausdrücken: Die wenigen Schweizer Kinder sind Schaufensterpuppen.

# Gottgegebene Voraussetzungen

Geht es um den perfekten Sommerkörper, ist Jessica Gismondi das Mass aller Dinge: Bereits zum vierten Mal ergatterte sich die 27-jährige Bodybuilderin einen Meistertitel. Ihren Erfolg vermarktet die Kommunikations-Ökonomin geschickt. *Von Roman Zeller*

Sie sei gleich *ready*, sagt Jessica Gismondi. Sie sitzt an einem Tisch vor dem Sihlcity in Zürich. Die Mittagssonne brennt herab, dann drückt sie ab. «Klick» macht ihr Handy, und Sekunden später ist Instagram um einen Post reicher. Auf dem Bild flimmert eine Poké-Bowl, ihr Mittagessen.

Über 70 000 Follower wollen täglich News aus dem Leben der Influencerin, die sie ist, aber nicht so bezeichnet werden will. Lieber ist ihr der Jobbeschreib «Profisportlerin», weil er ebenfalls zutrifft und mit dem anderen zusammenhängt: «Instagram hat sich mit meinen sportlichen Erfolgen ergeben», sagt Gismondi.

Die junge Luzernerin spricht von ihrer Bodybuilding-Karriere, obwohl die 170-Zentimeter-grosse Frau mit süditalienischen Wurzeln in ihrem luftigen Sommerkleid eher zierlich daherkommt – keine Bodybuilderin, wie man sich eine solche vorstellt. Aufgepumpt ist sie nicht.

Trotzdem: Eben erst wurde sie Schweizer Meisterin. Erneut, wie schon im Jahr zuvor. Das war Ende Juni, das Kunststück gelang ihr bereits zum vierten Mal.

## «Wow, ein Jahr lang ins Fitness!»

Betrachtet man Jessica Gismondis Wettkampfbilder, wird einem das klar, was auf den ersten Blick an ihr unscheinbar wirkt: Die Frau mit den langen Beinen, dem perfekten Bauch – ihrem Markenzeichen – und der schmalen Taille dominiert die Schweizer Bikini-Klasse. Bei allen fünfzehn Wettkämpfen, an denen sie teilnahm, landete sie auf dem Podest. Heute, vor fast genau sechs Jahren, erreichte die 27-jährige Rang drei bei den Europameisterschaften – zwei Jahre nur nachdem sie begonnen hatte, professionell Gewichte zu stemmen.

Was sonst aus ihr geworden wäre, wenn nicht das, was sie heute ist – Gismondi weiss es nicht. Stattdessen erzählt sie von ihrer Kindheit in Obernau, einem Ortsteil von Kriens. Dort genoss sie eine «wunderschöne Ausbildung», eine «megatolle Kindheit» bei «super Eltern».

In der Schule war sie Klassenbeste, in ihrer Freizeit drehte sich alles um den Sport: Nebst Fussball und Klettern, Schwimmen und Tennis war es vor allem eine Kampfsportart, in der sie herausstach. Zuerst habe sie Jiu-Jitsu gemacht – biss sie sich beim Snowboarden einen Speichen-Ellen-Bruch zuzog.

Gismondi war siebzehn Jahre alt und musste wohl oder übel pausieren, um sich zu regenerieren. Sie habe sich gedacht: «Wow, ein Jahr lang ins Fitness und Ergotherapie – das ist mir zu

langweilig.» Was sie nicht wusste: Es sollte der Startschuss für ihre heutige Erfolgskarriere sein.

## Nur die Brüste liess sie sich vergrössern

Es seien vor allem die Grenzerfahrungen ausschlaggebend gewesen dafür, weshalb sie das Krafttraining gepackt habe und bis heute fasziniere. Gismondi erinnert sich, wie sich ihr Körper durch die Trainingsimpulse veränderte: «Ich konnte meine Muskeln so formen und steuern, wie ich das wollte.» An ihrem Bikini-Ideal-Körper ist alles echt, nur die Brüste liess sie sich vergrössern.

Rückblickend seien es mitunter die gottgegebenen Voraussetzungen, die Proportionen ihres Körpers, die sie als halbe Miete für ihren Erfolg betrachte. Der Rest erarbeite man sich mit harten Trainings und mit der richtigen Ernährung. Für sie sei Ausgewogenheit entscheidend, weshalb sie ihre Muskeln polysportiv reize. Noch immer spielt sie Fussball und klettert, wann immer sie Lust hat.

Im Gym schwitze sie dann drei- bis viermal pro Woche. Für sie sei dies Abschalten, nicht «Pumpen» vor dem Spiegel. Wenn sie ihre Kopfhörer aufsetze, tauche sie ab in eine andere Welt. Ihren Spitzensport beschreibt sie als Ausgleich, der ihr Spass macht und zum Alltag gehört. Sie meint: «Als Sportlerin bin ich Unternehmerin; was ich mache, ist mein Unternehmen.»

Den Weg in die berufliche Selbständigkeit ebnete sie mit ihrer KV-Ausbildung, die sie mit der eidgenössischen Matura abschloss. Danach zog es sie nach Zürich, wo sie Wirtschaftskommunikation studierte.

Als Fitnesscoach für Prominente («Darauf habe ich mich spezialisiert») und mit digitalen Strategieprojekten sei sie derzeit sehr gut ausgelastet. «Es läuft wie verrückt», sagt sie über die Zeit nach dem Corona-Lockdown. Unter anderem hält sie ein globaler Tech-Konzern auf Trab. Den Namen und was sie dort genau macht, will sie, die sich selber als «Digital Strategist» im Online-Marketing bezeichnet, nicht verraten. Ihr Leben nebst Sport und Instagram soll, soweit es geht, privat bleiben.

Redseliger gibt sich die vierfache Bikini-Schweizer-Meisterin, wenn man sie über ihren Alltag befragt; wie es sich mit dem derzeit perfektsten weiblichen Sommer-Körper in der Schweiz lebt, etwa in einem Seebad in Zürich, wo sie oft ihren Feierabend und viel von ihrer Freizeit verbringt.

Dort, wo sich viele Menschen unwohl, besser: nackt fühlen, weil der Sommer oft zu früh kommt und der Winterspeck noch nicht verschwunden ist, finde sie sich – natürlich – ohne weiteres zurecht. «Wem dort nicht wohl ist, sollte lieber zu Hause bleiben, nicht?», lächelt Gismondi. Sie gehe schliesslich auch nicht an Orte, die ihr ein schlechtes Gefühl bescherten. «Das ist die Entscheidung eines jeden Einzelnen», fügt sie an. Die musternden Männerblicke ignoriere sie dann auch vollkommen. Wer das nicht könne, sich darauf einlasse und darob zerbreche, müsse sein eigenes Empfinden justieren – lautet ihre Anleitung. Entweder man nehme so was auf oder eben nicht.

Ihr Trick sei es, auf die ständigen Flirtversuche gar nicht erst einzugehen, meint Gismondi. Weil sie täglich Hunderte Nachrichten erreichen, gewöhne man sich daran. Es sei schlicht normal, dass Männer schauten.

Im *real life* agiere sie dann auch ähnlich wie auf Instagram: Wenn ihr einer schreibe, antworte sie und lehne dankend ab. So einfach laufe das auch im Freibad: Wenn sie einer bedrängt, kehre sie ihm einfach den Rücken zu.

## Kleiner Bauch ist erlaubt

Diese männlichen Kontaktaufnahmen empfinde sie als «neutral», als «überhaupt nicht sexistisch». Kategorisierender findet sie eher Frauenblicke, weil Frauen sich sofort vergleichen, verrät Gismondi. «Dahinter steckt meist Neid»; es komme aber auch vor, dass Frauen ihr Komplimente machten. Das habe mit ihrer Ausstrahlung zu tun, was sie auch schätze.

Für sie ist denn auch nicht das Optische, was Schönheit ausmacht. Auf die inneren Werte kommt es an. Als Beispiel: Ein Mann dürfe etwa einen «kleinen Bauch» haben, nur kleiner als sie dürfe er nicht sein.

Für eine Beziehung sei ihr grundsätzlich die Attitüde eines Mannes wichtig, verrät das Bikini-Wunder. Er müsse ihr die Autotür aufhalten, den Mantel abnehmen, im Restaurant den Stuhl hinschieben – das sei sie sich gewöhnt, weil sie das so vorgelebt bekommen habe, sagt die selbstbewusste Fitnesskönigin. Im Mann sieht sie trotz gesellschaftlicher Gleichstellung das Familienoberhaupt, einen Beschützer, der für seine Frau da ist.

Bevor sie sich verabschiedet, zückt sie wieder ihr Handy und kontrolliert das Poké-Bowl-Bild. In der Zwischenzeit, im Verlauf einer Stunde, hätten es im Vergleich eher wenig gesehen. Dann läuft sie weg. ○



*Dominiert die Bikini-Klasse:* Influencerin Gismondi.

# Es fehlt bloss das Meer

Stuttgart kommt nicht zur Ruhe. Erneut gab es Krawalle. Proteste kennt die Stadt seit Jahren. Dabei ist Stuttgart eigentlich ganz anders – eine Stadt der Muse, ein Dorado für junge Künstler. Die Welt ist hier zu Hause. Fast die Hälfte der Einwohner stammt aus Migrantenfamilien. *Von Sibylle Krause-Burger*

Der junge Mann, der mich dieser Tage am Schalter meiner Bank bediente, schien wie gemacht für seinen Job: der Anzug dunkel, das Hemd weiss, die Haare glatt und kurzgeschritten. Ein gepflegter Jüngling, höflich, hilfsbereit und sehr schwäbisch. Zumindest, was die Sprache anbetraf. Auf dem Schildchen an seinem Jackett konnte ich jedoch einen Namen mit der Endsilbe «-oglu» erkennen.

Wahrscheinlich beherrscht er das Türkische genauso gut wie den Stuttgarter Dialekt. Offenkundig ist er einer von den ungezählten zweisprachigen jungen Leuten, die hier arbeiten und leben, einer wie jener Carlo, der in einer kleinen Bar mühelos von der italienischen Anweisung an seinen Koch zum heimelig schwäbischen Gespräch mit der Kundschaft wechselt; einer auch wie der in Amman geborene Arzt, den der Notdienst nachts ausschickt und von dem niemand annehmen würde, dass er nicht in Württemberg geboren wurde. Sie alle sind hier in der baden-württembergischen Landeshauptstadt zu Hause. Keiner von ihnen macht sich auf zu nächtlichen Demonstrationen oder gar einer Randalie, die in der Krawallnacht vom 20. Juni europaweit Schlagzeilen machten und am letzten Wochenende erneut ausgebrochen sind.

## Wutbürgerin der ersten Stunde

Bei der Witwe eines Steuerberaters, Mutter von vier erwachsenen Kindern, einer Ur-Stuttgarterin, sah das – zumindest was das Demonstrieren angeht – schon ganz anders aus. Sie war eine Wutbürgerin der ersten Stunde, oft gefilmt, viel fotografiert und natürlich kein bisschen jung, aber jeden Montag mit Tausenden anderen wohl-situierten Bürgern auf der Strasse. Den alten Bahnhof, den lieb-gewonnenen, wollten sie partout behalten, den neuen unterirdischen – Stuttgart 21 genannt – um jeden Preis verhindern. Mit dabei auch der pensionierte Gymnasialprofessor, der Studienreferendare unterrichtete, oder der berühmte Architekt mit dem schönen Haus in der oft zitierten Halbhöhenlage. Sie alle, überwiegend Grauköpfe, blieben jahrelang dabei, selbst nach dem Beginn und irreversiblen Fortschritt der Bauarbeiten.



*Seltsamer Gegensatz:* Stuttgarter Schlossgarten.

Mit Transparenten zogen sie durchs Zentrum und legten den Verkehr lahm. Das Geblöke ihrer Tröten hallte schmerzlich die Hügel hinauf und zurück in die City.

Wo zuvor um zehn Uhr abends die Bürgersteige hochgeklappt wurden, war plötzlich ein Aufstand ausgebrochen. Der Talkessel brannte. Eine Sekte tobte durchs Gelände. Am fanatischen Für oder Gegen Stuttgart 21 zerbrachen Freundschaften und Familien. Eiferer ketteten sich an Bäume, damit das kostbare Gehölz nicht gefällt würde und der Juchtenkäfer, von dem bis dahin niemand etwas gehört hatte, überleben könnte. Das alles löste ein bundesweites Echo aus; und weil es so schön war, Rabatz zu machen und Stunden später in Wirtshausseligkeit ein paar Viertel miteinander zu schlotzen, protestierte man weiter. Der Erfolg in der Sache liess zwar auf sich warten, aber endlich, in diesem satten Wohlstandsleben, war mal was los.

Zudem ist den Eingeborenen hier im schwäbischen Unterland, wo der Pietismus eine Heimat hat, der Einsatz für das Wahre und Gute von Kindheit an eingebrannt. Da muss man sich bekennen, muss man Zeichen setzen. Das konnten natürlich nur grüne Signale sein, wie man an der grössten Fraktion im Gemeinderat und einem Oberbürgermeister sieht, der, von dieser Farbe abgesehen, nur Einfallslosigkeit und Führungsschwäche zu bieten hat.

So ist es kein Wunder, wenn im Stuttgarter Schlossgarten und drum herum nun ein paar Saatkörner aufgehen und etliche hundert Ausgefippte meinen, dies sei der richtige Ort, um ihr Mütchen zu kühlen. Noch ist nicht klar,

wer genau diese zumeist sehr jungen Leute sind, wie sich Einheimische, Zugewanderte und Flüchtlinge mischen. Auf alle Fälle bilden sie mit ihrem ungezügelten Auftreten einen seltsamen Gegensatz zu dem, was die Stadt sonst noch ausmacht. Hatten die Protestler gegen Stuttgart 21 wenigstens ein Ziel und immerhin einen gewissen Anstand, so treiben diese Nachkommen nur Feierlaune, Alkohol, Drogen und testosterongesättigte Gewalt an.

## Daimler, Bosch, Porsche

Da hocken sie dann, saufend, sich erbrechend und ihren Müll zerstreud, ausgerechnet auf den Stufen des Operngebäudes, wo in Corona-freien Zeiten ein Ballett auf Weltniveau tanzt und die Stars mindestens so gut singen wie an der New Yorker Met. Denn Stuttgart ist eine Stadt der Musik. Die Liederhalle gehört dazu mit ihrer wunderbaren Akustik, ebenso die Bachakademie, ein Dorado für so viele junge Künstler. Stuttgart ist aber auch eine Stadt der bildenden Kunst und Architektur – woran die Weissenhofsiedlung und ihre Bauhaus-Schönheiten von Le Corbusier und Hans Scharoun oder Namen wie Oskar Schlemmer und Willi Baumeister erinnern. Auf der Höhe thront der erste Beton-Fernsehturm, Zeuge der Ingenieurskunst, die hier gleichfalls Tradition hat. In der Folge der Ruhmestaten der Herren Daimler, Bosch und Porsche ist die Stadt mit der Welt verbunden. Und die Welt ist in Stuttgart zu Hause. Fast die Hälfte der Einwohner stammt aus Migrantenfamilien. Stuttgart ist reich. Stuttgart ist aber auch schön. Stuttgart mit seinen steilen Lagen bietet atemberaubende Aussichten und lockt in nahe Wälder. Die Weinberge reichen bis zum Bahnhofsvorplatz herab.

Wer, vom Stadtteil Degerloch kommend, die Neue Weinsteige ins Tal hinunterfährt, mag sich in südliche Gefilde versetzt fühlen. Es fehlt bloss das Meer.

Sibylle Krause-Burger ist Kolumnistin der *Stuttgarter Zeitung*.

# Allemanns Religionskrieg

Die Berner SP-Regierungsrätin fordert durch die Blume die Gleichstellung zwischen den Landeskirchen und den islamischen Religionsgemeinschaften. Will sie von den Baustellen in ihrem Departement ablenken? Von Hubert Mooser

Wenn Politiker Bilanz ziehen, loben sie sich normalerweise für das, was sie alles durchgesetzt haben. Bei der Regierungsrätin Evi Allemann ist das anders. Die SP-Politikerin betont nicht ohne Stolz, dass sie im Vergleich mit anderen Berner Magistraten kaum wahrgenommen werde. Sie kommuniziere nur, wenn sie etwas zu sagen habe, wandte sie ein, als man ihr bei der Präsentation der Halbzeitbilanz vorwarf, sie sei während der Corona-Krise von der Bildfläche verschwunden.

## Landeskirche Islam

Wäre sie ihrer Devise treu geblieben, hätte wohl auch dieser Anlass nicht stattfinden müssen. Allemann benutzte die Gelegenheit nicht, um vertieft aus ihren Ressorts zu berichten. Stattdessen begab sie sich aufs Terrain der Religion, was ihr den Verdacht eintrug, sie habe einfach Schlagzeilen produzieren wollen. Jedenfalls widmete sich die SP-Frau in zwei grossen Interviews dem Verhältnis zwischen dem Kanton und den Glaubensgemeinschaften. Offensichtlich wollte sie das Thema zum Schwerpunkt ihrer Halbzeitbilanz hochstemmen.

Ist die Ungleichbehandlung von Religionsgemeinschaften das grosse Problem, das den Bernern unter den Nägeln brennt? Wohl kaum. Erst Anfang Jahr ist das neue Landeskirchengesetz in Kraft getreten. «Eine weitere Reform zu diesem Thema wäre jetzt sicher nicht angebracht», sagt EVP-Grossrätin Barbara Streit-Stettler. «Als das Kantonsparlament das Gesetz beriet, diskutierte man auch am Rande darüber, inwiefern auch Freikirchen bzw. andere Religionen mehr Rechte erhalten sollten. Die Mehrheit im Parlament wollte keine Öffnung des Kirchengesetzes gegenüber Freikirchen bzw. anderen Religionen – weil man befürchtete, Muslime könnten davon profitieren». Auch SVP-Politiker Erich Hess findet, das Thema sei nicht akut.

## Es geht um Millionen

Bei Evi Allemann hört es sich jedoch an, als stünde der Kanton Bern unmittelbar vor einem Religionskrieg. «Die Religionsvielfalt hat im Kanton zugenommen, das birgt ein gewisses Sprengpotenzial», warnte sie im Interview, und zündete die Lunte gleich selber an: Es sei kaum mehr zu rechtfertigen, dass der Kanton nur mit den christlichen Landeskirchen und der jüdischen Gemeinde enge Beziehungen pflege. Das wurde so verstanden, dass Allemann auch die islamischen Religionsgemein-

schaften und die vielen Freikirchen finanziell unterstützen möchte.

Der Kanton Bern zahlt gegenwärtig zirka 73 Millionen Franken pro Jahr an die Landeskirchen – unter anderem für die Entlohnung der Seelsorger. Islamische Glaubensgemeinschaften und andere religiöse Bewegungen erhal-



Islamförderung statt Raum- und Ortsplanung: Regierungsrätin Allemann.

ten dagegen kein Geld. Die SP-Regierungsrätin findet, das sei langfristig nicht zu rechtfertigen. Die Vertreter der Landeskirchen machen vorläufig gute Miene zum bösen Spiel. Andreas Zeller, Präsident des Synodalrates der Reformierten Kirche Bern-Jura-Solothurn, gibt sich jedenfalls versöhnlich. «Wir sind der Meinung, dass die Religionsgemeinschaften das Verhältnis untereinander und mit dem Kanton diskutieren müssen», sagt er. Regierungsrätin Allemann habe denn auch Gesprächen nach der Sommerpause zugesagt.

Ob es auch so einvernehmlich und friedfertig zugehen wird, wenn die Kirchengelder verteilt werden? Gutinformierte Kreise geben zu bedenken, dass bloss zirka 25 Millionen Franken von den 73 Millionen ungebunden seien. Die Differenz sei aufgrund historischer Rechtstitel für die Landeskirchen reserviert. Umgekehrt gebe es im Kanton Bern ungefähr

200 Religionsgemeinschaften. Die Verteilung der Gelder könne also etwas kompliziert werden – auch wenn Allemann bei der Frage ums Geld jetzt etwas zurückkrebst. «Eine finanzielle Unterstützung», erklärte sie gegenüber der *Weltwoche*, «bedarf einer breiten inhaltlichen und politischen Auseinandersetzung und steht nicht unmittelbar zur Diskussion.»

Die Idee von der Gleichbehandlung der diversen Religionsgemeinschaften brachte schon 2018 SP-Präsident Christian Levrat alles andere als zum Fliegen. Levrat glaubte, die Muslime über eine staatliche Anerkennung besser zu integrieren. Levrats Luftballon verirrte sich dann vor anderthalb Jahren prompt auch in den Berner Regierungsrat. Gegen den Willen von Regierungsrätin Allemann fällte man den Grundsatzentscheid: Der Berner Regierungsrat will weder einen Schweizer Islam, noch mag er die

## Warum will Allemann Bern durch die Hintertür eine solche Diskussion aufnötigen?

staatliche Anerkennung auf weitere Glaubensgemeinschaften ausweiten oder auch nur eine Diskussion in Gang bringen. Warum will Allemann jetzt durch die Hintertür Bern eine solche Diskussion doch noch aufnötigen?

«Das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Religionen, Weltanschauungen und Herkunft ist eine gesellschaftliche Errungenschaft, die in einer zusammenwachsenden Welt aktiv gepflegt werden muss», sagt die SP-Politikerin. Skeptiker werfen ein, Allemann solle sich statt um den Islam um die Raum- und Ortsplanung in ihrem Verantwortungsbereich kümmern.

## Liebe und Kontrolle

Viele Gemeinden im Kanton seien ihr dankbar. Hier liege einiges im Argen, wird moniert, weil die Baubehörden bei der Behandlung der Dossiers zu wenig Dienstleistermentalität an den Tag legen würden. Allemann habe zwar Abhilfe versprochen, passiert sei bisher nicht viel.

Zu reden gibt zudem, dass Allemann privat mit dem Stadtpräsidenten von Burgdorf liiert ist. Daran wäre nichts auszusetzen, wenn sie als Innen- und Justizministerin nicht die Aufsicht über die Berner Gemeinden hätte – also auch über die Gemeinde Burgdorf. Ein Schuft, wer denkt, Allemanns Islamdebatte sei nur ein Ablenkungsmanöver. ○

# Schneller grau als reich

Auf dem Weg zur Weltmacht stösst China auf eine rapide Überalterung. Die Generation der Kaiser-Kinder, die ihr Leben lang gepriesen wurden, lebt im fast unlösbaren Konflikt mit der konfuzianischen Tradition, sagt Professor Nicholas Eberstadt, einer der bedeutendsten Demografen unserer Zeit. *Von Christine Brinck*

Dieses Jahr wurde in Peking die niedrigste Geburtenrate – 1,6 Kinder pro Frau – seit siebzig Jahren beklagt. Die Covid-19-Krise hat die siechende Nachwuchsproduktion in China aus dem Fokus verdrängt. Eine Reproduktionsrate von 1,6 würde Japan oder Italien glücklich machen. Warum reden die Chinesen von einer demografischen Krise?

Das ist natürlich subjektiv, liegt im Auge des Betrachters. Peking nennt es eine Krise, weil sich plötzlich die Sicht auf die Geburtenkontrolle radikal ändert – endlich. Fünf- und dreissig Jahre lang, von 1980 bis 2015, hat die Regierung mit Zwang den Rückgang der Geburten durchgesetzt. Es war ein gewaltiges Gesellschaftsexperiment, das ungewollte, in diesem Fall brutale Konsequenzen hat. Das Regime hat erkannt, dass seine Politik gefährlich niedrige Geburtenraten produziert.

**China hat 1,4 Milliarden Menschen, was ist an einer niedrigen Geburtenrate so gefährlich?**

Die rapide Überalterung der Bevölkerung und die Abnahme der Anzahl Leute im arbeitsfähigen Alter schaffen dramatische Probleme. Wenn China die Grösse Taiwans hätte, wären diese Probleme fast trivial oder zumindest leichter zu lösen. Ein Land von der Grösse Taiwans (24 Millionen) könnte Arbeiter, Chinesen importieren. China ist das bevölkerungsreichste Land auf Erden. Auch ein paar Millionen ins Land zu holen, wäre ein Klacks, ein statistischer Abrundungsfehler. Man kann aber nicht hundert Millionen Menschen importieren.

**Und macht stattdessen was?**

Immerhin überdenkt China seine harte, rücksichtslose Geburtenkontrolle. Bevölkerungskontrolle bleibt weiter das Ziel, das Xi-Regime ändert die Ansagen. Als Erstes hat es die Ein-Kind-Politik aufgegeben, dann die Zwei-Kind-Politik. Es wird darüber spekuliert, ob die Partei den vormaligen Zwang einfach umdreht und nun Vielkinderei fordert. Noch ist das nur eine Vermutung. Chinesische Forscher an amerikanischen Universitäten warnen schon lange vor der Entvölkerung Chinas. Während der Ein-Kind-Politik wurden sie zu Hause zensiert und wie Spinner behandelt. Jetzt können sie ihre Thesen in allen chinesischen Zeitschriften veröffentlichen. Das ist kein Zufall. Es gibt noch keinen offiziellen Politikwechsel, aber eine Diskussion und An-



*Gefährlich niedrige Geburtenraten: Xi.*

deutungen. Die Regierung gab 2018 eine Briefmarke heraus, die ein lächelndes Papschwein samt Mama-Schwein mit drei glücklichen Ferkelchen zeigt. Das war ein Signal: Wir fördern grössere Familien. Dahinter steht ein Richtungswechsel. Deshalb wird die niedrige Geburtenrate als Krise bezeichnet.

**Wie krisenhaft ist die Geburtenrate wirklich?**

Das ist das grosse Mysterium. Bis zur Aufhebung der Geburtenkontrolle bestand in der Bevölkerung ein Anreiz, unerlaubte Geburten zu verbergen.

**Es war verboten, mehr Kinder zu haben . . .**

Man musste Strafe zahlen, das Haus wurde eingerissen, die Kinder den Eltern weggenommen – schreckliche Dinge. Darum fielen viele Babys aus der Statistik. Doch tauchten die Unregistrierten wie bei der Einschulung wieder auf. Die tatsächlichen Zahlen lassen sich nicht dingfest machen. Die Uno und die amerikanische Zensus-Behörde reden von einer 1,6-Rate. Respektable Forscher in China sagen, sie liege eher bei 1,4. Hinzu kommt der riesige Unterschied zwischen Stadt und Land. Schanghai, das gut erforscht ist, hat eine Geburtenrate von 1,0 pro Frau, etwa so wie in Mailand.

**Für China wirft das Stadt-Land-Gefälle noch ein weiteres Problem auf. Kinder waren eine Altersversorgung, wie im Westen vor ein**

paar Generationen auch. Wer kümmert sich um die Alten, wenn es weder Kinder noch Renten gibt?

Kein Land in der Welt ist historisch so schnell ergraut wie China. Die Statistiken zeigen, dass die Alterung der Gesellschaft im niedrigen Einkommenssektor höher ist als in jedem anderen Land. Das schafft beängstigende Probleme, wenn die Alterssicherung in China für 80 Prozent der Bevölkerung minimal ist. Menschen, die in Grossstädten wohnen und in Staatsbetrieben arbeiten, müssen sich nicht fürchten. Sie haben «vergoldete Pensionssysteme». Die Sorge dieser Pensionsgewinner ist eher menschlicher Art, weil die Familie brutal geschrumpft ist. Die neue chinesische hat vier Grosseltern, zwei Eltern, ein Enkelkind. Sollten Oma oder Opa siech werden, wer kümmert sich dann um sie? Darüber schweigt der Staat.

**Wie sieht es auf dem Land aus?**

Auf dem Lande ist es alarmierend. Für mich sieht es aus, als ob sich eine menschliche Tragödie in Zeitlupe vor unseren Augen entfalten würde. Auf dem Lande ist die durchschnittliche Rente sieben Dollar pro Monat. Die Krankenversicherung ist nicht grosszügiger, die Unterstützung durch die Familie hat sich verflüchtigt. Es ist alten Eltern auch nicht erlaubt, zu ihren Kindern in die Grossstadt zu ziehen. Die Last und Verantwortung, die die wenigen Kinder tragen, die für ihre Eltern sorgen müssen, ist unvergleichlich höher als in allen früheren Generationen.

**Das kann doch weder den Demografen noch den Herrschenden verborgen geblieben sein.**

Der blinde Fleck in den Bevölkerungsstatistiken ist der gleiche wie im Westen. Wir sammeln Informationen pro Kopf und Haushalt, aber nicht über Familiennetze und Verwandtschaftsbeziehungen. Und das, obwohl in der chinesischen Geschichte die erweiterte Familie das landesweite soziale Sicherheitsnetz war. Weil das Regime die Entwicklung nicht tabellarisch erfasst, fehlt das Bewusstsein für die Folgen des Verlusts von Onkel, Tanten und Cousins, des uralten Geschwister-Netzwerks. All das läuft mit Lichtgeschwindigkeit in den nächsten dreissig Jahren ab. Was da auf uns zukommt, ahnen wir nicht.

**Das wirft automatisch die nächste Frage auf. Wie kommt dann Japan zurecht? Es teilt doch mit China eine gleich niedrige Geburtenrate und die uralte Familientradition.**



Schlimmer noch. In Japan ist der Kollaps der Familiennetze noch extremer als in China. Japanische Demografen haben errechnet, dass eine Frau des Geburtsjahrgangs 1990, die im Jahre 2050 sechzig Jahre alt sein wird, mit etwa 50-prozentiger Wahrscheinlichkeit ohne Enkelkinder dastehen wird. Solche Projektionen treffen Japan noch härter als China. Aber Japan ist so viel reicher als China. Auch wenn der Staat die Familie nicht zu ersetzen vermag, kann er reichlich Geld in die Versorgung investieren. Das schafft China nicht bis 2050. Den Preis tragen die Armen und Schlechtausgebildeten. Da baut sich eine menschliche Tragödie auf. In der konfuzianischen Tradition ist das eine unerhörte Verletzung der Normen: alte Leute aufzugeben, statt ihnen zu helfen.

**Was sagt das über die jungen chinesischen Frauen von heute aus, die zumindest in den Grossstädten, genau wie im Westen, einfach nur ein gutes Leben haben wollen: shoppen, Status haben, reisen wollen? Sind sie alle verwöhnte Einzelkinder, die nicht nach Verantwortung für Babys schreien?**

Dies ist die Generation der sogenannten Kaiser-Kinder, die ein Leben lang gelobt und gepriesen wurden. Es sind Nehmer, nicht Geber, und sie leben im schier unlösbaren Konflikt mit der konfuzianischen Tradition. Freilich ist das nicht nur ein chinesisches, sondern auch ein ostasiatisches Problem. Seit einer Generation untersuchen die Demografen das neue Eheverhalten in der Region. Der australische Forscher Gavin Jones prägte den Satz von der «Flucht vor der Ehe». Die begann in den siebziger Jahren in Japan, setzte sich dann später in Taiwan, Südkorea, Hongkong, Singapur fort. Die Ehe wird erst aufgeschoben, dann aufgehoben. Die Frauen heiraten nicht mehr.

**Klingt wie bei uns, in Nordamerika und Europa...**

... mit dem Unterschied, dass es in Ostasien immer noch nicht akzeptabel ist, ein Kind ausserehelich zu kriegen. Die Entwicklung an der Peripherie hat die Volksrepublik noch nicht erreicht. Es fing als Elite-Projekt der bestausgebildeten Frauen an, über die Jahre wurde es zur nationalen Norm. In China beobachten wir etwa in Schanghai den Wandel bei Frauen mit Universitätsbildung; sie schieben die Ehe auf. Doch auch heute noch sind 98 Prozent der Frauen in den Dreissigern mindestens einmal verheiratet gewesen. Im Vergleich dazu haben

in Japan über zwanzig Prozent der Frauen in dieser Altersgruppe nie geheiratet. Zeitversetzt wird dieses Ehe-Verhalten auch nach China kommen. Dann wird die Geburtenrate noch weiter sinken, die Zahl der alten Menschen ohne jede soziale Unterstützung weiter steigen. Denn sie hatten ja nie Kinder. Die dramatische Situation von heute wird sich verschärfen.

**Aber wenn immer noch fast alle Frauen in China heiraten und es ihnen erlaubt ist, mehr als ein Kind zu kriegen – warum greift das nicht?**

Das ist wie bei uns. Wenn finanzielle Anreize für mehr Kinder geschaffen werden, geht die Rate kurzfristig rauf und fällt dann doch wieder auf das alte Niveau zurück. Selbst auf dem Land hat sich mehr als die Hälfte der Frauen doch nur für ein Kind entschieden. Dahinter steht auch eine schlichte Kosten-Nutzen-Rechnung. Ein Kind ist auch in China teuer.

**Die Chinesen hatten sich dem Zwang zur Ein-Kind-Familie unterworfen. Warum funktioniert das nicht auch bei der**

**Mehr-Kind-Familie – insbesondere unter dem Druck der sozialen Überwachung?**

Der totalitäre Staat kann natürlich mit Strafe und Belohnung arbeiten: Du hast kein Kind, du kannst keine Wohnung kriegen oder ein Auto mieten; du hast drei Kinder, du bekommst einen Discount oder eine grössere Wohnung. Nur hat sich die Mentalität auch der Chinesen verändert, sie würden auf längere Sicht wohl nicht mitmachen.

**Ist also Wahrheit in dem Spruch: China wird alt, bevor es reich wird?**

Das passiert bereits. Ein hohes Niveau bei Einkommen, Pensionen und Krankenversicherung gilt für 100, vielleicht 200 Millionen Menschen. Sie werden ein Einkommen im Stile Portugals haben, der Rest wird eher auf dem Niveau von Bangladesch verortet werden müssen.

nen Menschen. Sie werden ein Einkommen im Stile Portugals haben, der Rest wird eher auf dem Niveau von Bangladesch verortet werden müssen.



Nicholas Eberstadt.

**«Man kann nicht hundert Millionen Menschen importieren.»**

Nicholas Eberstadt, 64, promovierte in Harvard und hat einen Lehrauftrag für politische Ökonomie am American Enterprise Institute (AEI) und ist hochrangiger Berater im National Bureau of Asian Research (NBR). Eberstadt gehört zu den bedeutendsten Demografen unserer Zeit. Er hat zahlreiche Bücher veröffentlicht, unter anderem schon 1979 «Poverty in China», über die Armut in China.

## Einspruch

# Interesse am Lernen

**Viele Studenten arbeiteten auch in der Corona-Zeit seriös und fair. Von Leon Rigoni**

**W**ir Studenten stehen nicht gerade im besten Licht da. Und wenn von allen Seiten bekannt wird, dass das Lösen von Prüfungen bei Gelegenheit zum Facebook-Chat ausartet, so wertet das unser Bild auch nicht auf.

Eine Hochschule hat einen Lehrauftrag und damit die Verpflichtung, Prüfungen durchzuführen und die Studierenden mit Noten zu bewerten. Doch wie steht sie da, wenn diese Noten einen Gradmesser für Teamwork anstelle von individueller Leistung bilden? Und was ist mit all jenen, die sich für die Fairness entschieden haben? Ihr Notenschnitt wird wahrscheinlich tiefer ausfallen. Gerechtfertigt ist das nicht.

An der ETH sieht die Durchführung der Online-Prüfungen deutlich anders aus, als Trixie Spicker dies in der *Weltwoche* schildert («Wenn die Prüfung Familiensache wird», Nr. 27/20). Wir sitzen ebenfalls zu Hause, doch die Webcam ist während der ganzen Prüfungszeit auf uns gerichtet. Die Prüfungsassistenten sehen und hören alles, was wir tun. Ich bin mir sicher, man könnte schummeln, wenn man nur wollte, doch es wird uns definitiv nicht leicht gemacht.

## Ehrgeiziges Ziel

Wer an einer Hochschule studiert, sollte einen gewissen Grad an Reife aufweisen. Das ist es, was «Matura» bedeutet. Doch was ist Reife? Dass man alle zur Verfügung stehenden Mittel inklusive Telefonjoker einsetzt, um sein Ziel zu erreichen, wie es Trixie Spicker offenbar tat? Ich habe mir für jede Prüfungssession ein ehrgeiziges, aber realistisches Notenziel gesetzt und es stets erreicht. Wenn die Noten in dieser Session nicht so ausfallen wie gewünscht, werde ich enttäuscht sein. Doch würde ich mich besser fühlen, wenn ich mein Ziel mit Schummeln erreicht hätte? Ich glaube nicht.

In der Schweiz haben wir das Privileg, studieren zu können, was wir wollen, nicht was uns von Eltern oder der Gesellschaft aufgezwungen wird. Ich lerne, weil es mich interessiert, weil ich es können will. Dasselbe sehe ich auch bei vielen Kollegen. Es stellt sich die Frage: Wieso studiert jemand wie Trixie Spicker, wenn ihr das Interesse am Lernen fehlt?

Leon Rigoni studiert Robotics, Systems and Control an der ETH Zürich im zweiten Mastersemester.

# Absage an den Populismus

Jair Bolsonaro hat ein unsinniges Hilfspaket für die Indianer blockiert. Die vereinte Weltpresse schäumt, dabei verteidigt Brasiliens Präsident nur die Verfassung.

Von Alex Baur



Feinde der Demokratie sind seine Gegner: Staatsoberhaupt Bolsonaro.

Die Schlagzeilen triefen vor Schadenfreude, als Anfang letzte Woche bekannt wurde, dass sich der brasilianische Präsident Jair Bolsonaro mit dem Coronavirus infiziert hatte. «Alles Schlechte, Herr Präsident», titelte die *Süddeutsche Zeitung*, «Bolsonaro erntet Hass und Häme» der *Tages-Anzeiger*, «Nach Johnson nun auch Bolsonaro» die *NZZ*. Umso grösser war die Empörung, als der Verfemte am Folgetag putzmunter verkündete, er lasse sich von dieser «gripinha» doch nicht unterkriegen.

Und schon rauschte der nächste Proteststurm um den Planeten: Als erste Amtshandlung nach seiner Entlassung aus dem Spital soll der Angefeindete sein Veto gegen ein Gesetz zum Schutz der Urvölker im Amazonas eingelegt haben. «Bolsonaro blockiert Hilfspaket für Indigene», heulte die *NZZ* auf. «Der Wahnsinn steht am Steuer», geiferte der *Tages-Anzeiger*, «schlimmer als Donald Trump.»

Kein Tyrann der Welt, weder Kim noch Assad, bringt die vereinte Weltpresse derart in Rage wie der verfassungsmässig gewählte Präsident von Brasilien. Keiner der Empörten hielt es für nötig, zu erklären, warum das Veto falsch sein soll und was der «Gesetzesentwurf zur Bekämpfung von Covid-19 in den indigenen Territorien» denn gebracht hätte. Allein der Titel scheint jede Widerrede zu verbieten. Keiner der Korrespondenten hat sich die Mühe genommen, die ausführliche Begründung des Vetos auch nur ansatzweise zu

zitieren. Dabei spricht einiges dafür, dass der Gesetzesentwurf 1142/2020 nicht nur verfassungswidrig, sondern auch unsinnig ist.

## Traum für Coca-Cola & Co.

Der Entwurf etabliert im Wesentlichen einen Rechtsanspruch der Urvölker auf Trinkwasser, Grundnahrung, medizinische Versorgung und sogar auf einen Internet-Anschluss. Das klingt zwar schön und gut, doch mit Covid-19 hat das alles herzlich wenig zu tun. Hätte Bolsonaro das Gesetz durchgewinkt, hätte er den Indianern etwas garantiert, was der Staat garantiert nicht hätte erfüllen können. Das Gesetz ist ein Paradebeispiel für den in Lateinamerika verbreiteten Linkspopulismus, dem die Regierung Bolsonaro eine radikale Absage erteilt hat.

Die Probleme sind real. Auf den ersten Blick erscheint es paradox: Ausgerechnet im Amazonasbecken, wo 20 Prozent der weltweiten Süsswasser-Reserven lagern, fehlt es an Trinkwasser. Es liegt nicht an der Menge, sondern an der Qualität. Der Grund liegt in der Regel weder bei den illegalen Schürfern noch bei anderen Umweltfrevlern (die es auch gibt), sondern bei den Parasiten, die sich in den tropisch warmen Gewässern schon breit machten, lange bevor der Mensch kam. Parasiten sind neben den klassischen Tropenkrankheiten und allerlei giftigen und gefräßigen Kreaturen eine Dauerbedrohung gleichermaßen für Bleichgesichter wie für die Indianer.

Auswärtige sind bei Reisen durch die Wildnis deshalb gut beraten, genügend Wasservorräte

mit sich zu führen. Die Einheimischen wissen aus Erfahrung, wo sie halbwegs geniessbares Wasser aus dem Fluss schöpfen können. Doch sicher ist das nie. Seit Menschengedenken versuchen Entwicklungshelfer jeglicher Provenienz deshalb, den Indianern beizubringen, Ziehbrunnen oder Sammelbehälter für Regenwasser einzurichten und das Trinkwasser abzukochen. In der Regel verschwinden die Projekte mit den Helfern. Die flächendeckende Belieferung der im weitläufigen Amazonasbecken nomadisierenden Stämme mit Pet-Wasserflaschen wäre zwar ein Traum für Coca-Cola & Co., doch logistisch kaum zu bewältigen und ökologisch auch nicht gerade verheissungsvoll.

Die Gesundheitsversorgung der im Regenwald weitverstreuten Bevölkerung ist generell schwierig. Es stimmt zwar, dass gewisse Urvölker von Covid-19 besonders bedroht sind. Das betrifft allerdings nur ganz wenige Stämme, die keinen oder nur sporadischen Kontakt zur Zivilisation pflegen. Für diese ist jedes grippeähnliche Virus, ob Corona oder Influenza, mangels natürlicher Resistenzen eine tödliche Gefahr. Daran würde das von Bolsonaro blockierte Gesetz rein gar nichts ändern, im Gegenteil. Mit Nahrungspaketen könnte man diese Menschen wohl aus dem Dschungel locken, wie Vizepräsident Hamilton Mourão bemerkte, doch man würde ihnen damit zurzeit sicher keinen Gefallen tun.

Wie das brasilianische Ministerium für Frauen, Familien und Menschenrechte (MMFDH) auf Anfrage erklärte, laufen bereits heute diverse Hilfsprogramme für die indianische Bevölkerung. 290 000 Corona-Schnelltests und 800 000 Atemschutzmasken wurden in den Reservaten verteilt. 160 000 Familien in den Indianerterritorien erhalten finanzielle Hilfe zur Milderung der Wirtschaftskrise. 274 202 Kinder besuchen Schulen in den Reservaten.

Das entspricht der offiziellen Regierungspolitik, die eine soziale und wirtschaftliche Integration aller Ethnien anstrebt. Die durch das Veto blockierten Sonderansprüche degradieren die Indianer dagegen unter dem Vorwand von Covid-19 faktisch zu Sozialrentnern. Ob man das gut oder schlecht findet – Bolsonaro wurde gewählt, weil er eine Abkehr von der vom linkspopulistischen Lula-Dilma-Regime während fünfzehn Jahren propagierten und gescheiterten Renten-Wirtschaft versprach. Der ehemalige Offizier hat sich bislang strikt an die Verfassung gehalten. Feinde der Demokratie sind seine Gegner. ○

# Die hohe Kunst des Obenbleibens

Das jahrhundertalte römische Adelsgeschlecht Doria-Pamphilj drohte auszusterben. Dank unkonventioneller Methoden lebt die märchenhaft reiche Familie weiter.

Von Beat Kappeler

Die Galleria Doria Pamphilj an der Via del Corso in Rom bietet 650 Werke erlesenster Kunst: von Raffael, Caravaggio, Tizian, Bernini, Velázquez, Bruegel, Claude Lorrain – ein Schnellkurs in abendländischer Kunstgeschichte. Ebenso kunstvoll verläuft die Familiengeschichte dahinter. Die Pamphilj stiegen in den römischen Hochadel auf, weil sie mit Innozenz X. von 1644 bis 1655 einen Papst stellten und sich 1671 mit der berühmtesten Genueser Familie, den Doria, vereinigten. Der Palast mit der Bildersammlung zählt tausend Zimmer. Ein Teil der Piazza Navona mit einem zweiten Pamphilj-Palast gehört auch der Familie sowie zeitweise die Borromini-Kirche Sant’Agnese. Denn Adel heisst: Gut folgt Blut.

Dass sich der heute dreizehnjährige Filippo Andrea Doria-Pamphilj auf sieben Fürsten-, zwei Herzog- und neun Marchese-Titel freuen kann sowie auf das Erbe an Bildern und Milliarden, verdankt er weniger adelig übertragenem Blut, auch nicht der Abstammung der Pamphilj von einem Bastard des berühmtesten Borgia-Papstes Alexander VI., sondern päpstlichen Sonderdekreten zur Familienerbschaft und der Fortpflanzungsmedizin, von der zwei verheiratete Männer und eine damit betraute Surrogatmutter Gebrauch gemacht haben. Doch zuerst die ältere Geschichte.

## Lukratives Papsttum

In den römischen und oft dann in den europäischen Hochadel stieg eine Familie mit ihrem ersten Papst auf. Diese schon älteren Herren gedachten die immensen Mittel der römischen Kirche meist über ihre Neffen rasch an die eigene Familie zu bringen. Immens waren die Mittel, weil sie aus dem ganzen Raum des früheren Weströmischen Reiches flossen, nunmehr aus Peterspfennig, Ablässen, Ernennungsgeldern – aber ohne dessen Aufwand. Hinzu kamen die Steuererträge aus dem Kirchenstaat selbst.

Die Familie Pamphilj mit ihrem Papst Innozenz war nicht neu in Rom, da schon vor Jahrzehnten aus Umbrien zugezogen. Seit seiner Rückkehr aus Avignon war das Papsttum bis weit in die Neuzeit ein Karrierefeld des Adels aus der Toskana, Umbrien, Latium. Innozenz

war wie viele dieser Päpste Jurist der Kurie. Diplomatische Missionen führten ihn an die grossen Höfe Europas, und am päpstlichen Hof selbst wurde er eine Schlüsselfigur. Ausserdem stammte er von einem der Bastarde des Borgia-Papstes ab.

Nach seiner Wahl übernahm seine energische Schwägerin Olimpia Maidalchini-Pamphilj die Rolle früherer Kardinalnepoten, der

Camillo sollte als Kardinal auch später dafür sorgen, dass die Familie einen Fuss in den Kirchengeschäften behielt. Doch Camillo stieg aus dem geistlichen Rang wieder aus, heiratete die junge Borghese-Witwe aus der Familie der Aldobrandini, womit drei päpstliche Hochadelszweige zusammenwuchsen. Allianzen mit den Barberini und den Ludovisi folgten. Camillos Tochter verband dann mit ihrer Heirat die bedeutendste genuesische Familie, die Doria, mit den Pamphilj.

Das Gut folgte dem Blut. Die Doria brauchten allerdings ein päpstliches Dekret, damit sie die römische Erbschaft antreten konnten. Die Familie genoss ihren Ruhm, ihren Reichtum, ihre Kunst und vergass nie, viele Kardinäle ernennen zu lassen. Denn mehrere Päpste hervorbringen, war der beneidenswerte Hat-trick, den die Savelli (fünf Päpste), die Orsini und Medici (je drei), die Caetani, Borgia und della Rovere (je zwei) erzielten. Kardinäle brachten neues Vermögen ein, vererbten es nicht auswärts, doch sie dünnten die Familienzweige biologisch aus. Den Doria-Pamphilj missriet diese Balance des Blutes schliesslich.

## Das Blut stockte

Die kinderlose letzte Doria-Pamphilj adoptierte 1963 ein Mädchen und ein Bublein aus einem Londoner Kinderheim, den heutigen Fürsten Jonathan. Dieser heiratete einen brasilianischen Mann in Bern, weil Italien dies damals nicht zulies. Noch weniger galt in Italien die Zeugung der nächsten Generation im Reagenzglas durch die zwei Männer, nämlich des jungen Fürsten mit einer diskreten ukrainischen Leihmutter. Die Paradoxien nahmen ihren Fortlauf, weil die

Schwester des Fürsten, auch adoptiert, ebenfalls im Palast wohnend, aber mit einem Ehemann und vier Töchtern, vor Gericht auf Adelslegitimität und Familienwerte drang. Dieses trat nicht darauf ein. Auch die römische Aristokratie ist geteilt über die schon zweimalige kunstreiche Generationenfolge. Die römische Kirche ebenfalls. Doch sie verehrt eine Jungfrau, die ihrerseits ohne Zutun eines Mannes ein Kind hatte. Immerhin ist die Kunstsammlung real und mit einem weiteren juristischen Dreh seit 2013 den italienischen Steuern entzogen – in einem Trust. Das Blut stockte, das Gut blüht. ○



Das Gut folgte dem Blut: Prinz Doria-Pamphilj.

Papstbevollmächtigten in weltlichen Dingen. Sie kanalisierte den Reichtum, sie überwachte den Zutritt zum Papst, sie drehte sofort die Bauten und Sammlungen der Familie an. In die Sammlung kam das berühmte Velázquez-Bild des Innozenz: ein misstrauischer Choleriker. «Troppo vero», fand dieser selbst. Francis Bacon verfremdete es nach 1950 als Bild eines armselig schreienden Papstes.

Olimpia raffte so schnell und ergiebig, dass Spötter sie, lateinisch, «olim pia» nannten, einstmals fromm. Der Papst und sie setzten sich gegenseitig als Erben ein, um der Familie das Vermögen zu bewahren, und ihr Sohn



*Balsam für die Wunden:* Max Beckmanns «Meeresstrand», 1935.



## Ikone der Woche

# Wellentäler

Von Michael Bahnerth

Wahrscheinlich ist alles Wesentliche eine Welle, ein Auf und Ab, ist Ebbe und Flut; das Leben, Glück, Schmerz, das Sterben, vielleicht sogar das Universum. Ist ein ewiges Hin und Her im Systolischen und Diastolischen, zwischen Schönheit und Elend. Ist ein Dasein in Wellentälern und auf Wellenkämmen.

Max Beckmanns Leben (1884–1950) war keine einfache Welle; zwei Mal verheiratet, einmal mit einer Malerin, einmal mit einer Malerstochter. Der Welt begegnete er stets mit einer Strömung von Griesgrämigkeit, und später, als er verletzt aus dem Ersten Weltkrieg kam, flüchtete er sich in die Welt des Zirkus und des Varietés und stilisierte sich selbst zum Zirkusdirektor und zum Clown. Wahrscheinlich war er sich selbst ein in den Tiefen unentdeckbarer Ozean; das würde seine unzähligen Selbstporträts erklären. Und auch all jene, die er von seinen Frauen gemalt hatte, in der Hoffnung, die Drift ihrer Seelen zu entdecken.

Das Meer war Balsam für die Wunden, die ihm die Welt zufügte: «Und dann an das Meer... zu lang schon war ich nicht bei dir. Du wirbelnde Unendlichkeit... Und diese Einsamkeit.» Das war das Springen der Flut und der Sog der Ebbe in Beckmanns Dasein; in den gefluteten Zeiten war er ein ausufernder Romantiker, der versuchte, die «Magie der Realität», wie er das nannte, zu erfassen, und die Realität ist dann magisch, wenn ihre Wellen romantisch sind.

Aber dann legten sich die tosenden Fluten der Zeiten über alles, die Weimarer Republik, die Nazis, all die Krankheiten dieser Epoche, und ihm fehlten die Kraft und die Zuversicht, dennoch in der romantischen Existenz zu verweilen, und die Ebbe hielt ihn für immer beinahe gefangen.

Die Nazis versenkten seine Bilder, Beckmann trieb nach Amsterdam, wollte über den grossen Teich nach New York, erhielt aber kein Visum. Für Jahre musste er sich unsichtbar machen. Erst 1947 schiffte er in die USA, aber da spürte er schon, dass seine Wellen anfangen zu versickern. Ein Jahr bevor er sich aufmachte, sein Leben in den USA zurückzugewinnen, schrieb er, 62-jährig: «Ein lächerlicher alter Clown bin ich und nichts anderes. Schluss der Vorstellung sehr bald.»

Die Wellen der Zeit hatten die abstrakte Malerei an die Ufer der Kunst gespült, und Beckmanns Kunst war wie gefangen in einer langanhaltenden Ebbe. 1950 verschluckten ihn die Fluten des Lebens, und er brach in Manhattan tot zusammen und verschwand in jener Tiefe, die er im Leben kaum gefunden hatte.

# «Niemand darf von der Orthodoxie der radikalen Linken abweichen»

Nach den gewaltsamen Protesten richtet sich der Fokus auf Amerikas Unis.

«Sie sind zu linksradikalen Hochburgen geworden», sagt Professor John M. Ellis.

Das Verhältnis zwischen linken und rechten Professoren liege bei 48:1. Von Urs Gehrig

Plünderungen, Vandalismus, Zerstörung von historischen Monumenten durch blindwütige Mobs – die Bilder aus Amerika, die nach der Tötung von George Floyd durch einen weissen Polizeibeamten in Minneapolis um die Welt gingen, waren verstörend.

Das wohl Erstaunlichste an der Entwicklung ist indessen das Ausmass, in dem Politiker, Intellektuelle und Journalisten Akte mutwilliger Zerstörung abwiegeln, ja gar rechtfertigen. Rufe nach Budgetkürzungen bei der Polizei stossen bei linken Stadtregierungen auf offene Ohren und werden teils bereits umgesetzt.

Die breite Öffentlichkeit reibt sich die Augen. Nicht so John M. Ellis, emeritierter Professor für deutsche Literatur an der University of California in Santa Cruz. Der Akademiker warnt seit langem vor der Politisierung der amerikanischen Hochschulen. Die Campus-Kultur, die jetzt die Strassen erobert, sei das Ergebnis des Marsches der Linken durch die Institutionen, der vor fünfzig Jahren begonnen habe, sagt er im Telefongespräch mit der *Weltwoche*. Die linken Professoren hätten den Dissens ausgelöscht und die Wissenschaft durch Indoktrination ersetzt. Die jüngsten Ereignisse in Amerika seien nur der Anfang, warnt Ellis. Die Campus-Radikalen hätten ihren Angriff auf die Gesellschaft gerade erst begonnen.

**Herr Professor Ellis, wie sind die amerikanischen Universitäten zu einem Nährboden für Radikalismus geworden?**

Um dies zu verstehen, ist es notwendig, das Verhältnis von linken und rechten Professoren an amerikanischen Unis zu betrachten. Im Jahr 1969 führte die Carnegie-Kommission eine Umfrage durch und stellte fest, dass auf zwei Professoren rechts von der Mitte drei Professoren links von der Mitte kamen. Das war eine ausgewogene Situation, die eine gesunde Debatte zwischen den beiden Seiten ermöglichte.

**Eine gesunde Debatte heisst?**

Eine gesunde Debatte bedeutet, dass beide Seiten vernünftig agieren, denn jede Seite prüft aufmerksam jedes Argument der Gegenseite und ist bereit, sich auf alles zu stürzen, was unvernünftig und extrem



«Das meiste Geld fliesst in die politische Indoktrination.»

klings. Mein Lieblingszitat dazu stammt vom britischen liberalen Philosophen John Stuart Mill [einer der einflussreichen Denker des 19. Jahrhunderts, Anm. d. Red.]. Er sagte: «Eine Partei der Ordnung und Stabilität und eine Partei des Fortschritts oder der Reformen sind beide notwendige Elemente eines gesunden politischen Lebens. Es ist in hohem Masse die Opposition des jeweils anderen, die jede Partei innerhalb der Grenzen der Vernunft hält.» In einer gesunden Debatte gewinnt derjenige, der die besten Argumente vorbringt, welche der Ana-

lyse und Prüfung durch die andere Seite standhalten.

**Wann kippte dieses Gleichgewicht?**

Bis 1999 betrug das Verhältnis zwischen linken und rechten Professoren 5:1, wie die Studie «Politics and Professional Advancement Among College Faculty» belegte. Fünf oder sechs Jahre später betrug das Verhältnis bis zu 8:1. In den neuesten Studien wird ein Verhältnis von 13:1 festgestellt.\* Diese jüngsten Untersuchungen enthielten auch eine Analyse der Verhältnisse unter Assistenzprofessoren und ausserordentlichen Professoren

der nächsten Lehrkörpergeneration. Sie stellten fest, dass in diesen Rängen das Verhältnis 48:1 beträgt.

### Entspricht dieses Verhältnis dem landesweiten Durchschnitt in den USA?

Ja. Wenn wir die Details betrachten, stellen wir fest, dass die Professoren in den Geistes- und Sozialwissenschaften bereits vor zwanzig Jahren fast zu 100 Prozent links waren. Doch seither hat die Linke in den Wirtschaftshochschulen und den naturwissenschaftlichen Fakultäten aufgeholt und die Lücken gefüllt, so dass auch diese fast alle zu linken Hochburgen geworden sind.

### Gibt es Wissenschaftsbereiche, in denen die politisch rechts gesinnten Professoren nicht völlig in der Unterzahl sind?

Die Fakultäten, die mathematisch ausgerichtet sind, bilden die letzte Bastion. Gegenwärtig schenken Radikale der Rekrutierung in den Bereichen Mathematik, Physik, Chemie und Ingenieurwesen grosse Aufmerksamkeit. Sie versuchen dafür zu sorgen, dass auch diese Bereiche mit linken Vorstellungen in Einklang gebracht werden. Wir werden sehr bald überall beinahe zu 100 Prozent linke Professoren haben.

### Also gibt es keine politische Debatte mehr?

Eine politische Debatte auf dem Campus ist heute weitgehend ausgelöscht. Da alle auf der einen Seite des politischen Spektrums stehen, geht die Meinungsführung an diejenigen über, die bei der Förderung der linken Ideen am extremsten sind. Folglich werden die amerikanischen Universitäten nicht nur von der Linken, sondern von der radikalen Linken dominiert. Ich denke, die meisten Bürger sind sich nicht bewusst, wie stark die radikale Linke geworden ist. Die Bürger wurden von den jüngsten Gewalttätigkeiten, Ausschreitungen und dem Abriss von Denkmälern überrascht.

### Der jüngst verstorbene britische Autor Christopher Booker hat in seinem letzten Buch «Groupthink» darauf hingewiesen, dass Gruppendenken unsere Gesellschaft dominiere. Wer nicht zur Gruppe gehöre, werde ausgestossen und totgeschwiegen. Ist dieser Trend eine fundamentale Bedrohung für die Redefreiheit in unserer Gesellschaft?

Richtig, es entwickelt sich eine Orthodoxie, die von der radikalen Linken dominiert ist. Vor kurzem druckte beispielsweise die *New York Times* einen Artikel des amerikanischen Senators Tom Cotton ab. Er plädierte dafür, dass die Gewalt auf den Strassen gestoppt werden müsse, und er sagte, wenn dafür die Streitkräfte nötig sein sollten, seien diese einzusetzen, aber

nur als letztes mögliches Mittel. Das löste bei den Lesern wie auch bei den Angestellten der *New York Times* einen Proteststurm aus, der in der Entlassung des zuständigen Redaktors der Meinungssparte, James Bennet, gipfelte. Die Botschaft war klar: Niemand darf von der linksradikalen Orthodoxie abweichen, und wer es dennoch tut, wird zerrieben.

### Dasselbe scheint auch auf die «Black Lives Matter»-Bewegung zuzutreffen.

Kritik diesbezüglich ist im Moment nicht erlaubt. In der Tat ist es sehr fraglich, ob es den Anhängern der «Black Lives Matter»-Bewegung wirklich um die Förderung von Afroamerikanern geht oder ob sie stattdessen eine linksradikale Gruppe sind, die zuerst daran interessiert ist, linksradikale Ideen voranzutreiben. Nach meinem eigenen Gefühl – und so empfinden viele Leute – sind sie primär eine linksradikale Gruppe, deren Ideen für Schwarze eigentlich sehr gefährlich sind.

### Stellen Sie in Europa den gleichen Trend zu einer überwiegend linken Lehrerschaft fest?

Ich denke, dass der andere Teil des englischen Sprachraums – Australien, Grossbritannien und Kanada – in dieser Hinsicht wirklich ziemlich ähnlich wie die USA geworden ist. Über den englischen Sprachraum hinaus verfolge ich die Entwicklung zu wenig genau, um ein zuverlässiges Urteil zu fällen. Aber es scheint offensichtlich, dass der Trend auch im deutschsprachigen Raum eingesetzt hat.

### Wie konnte es überhaupt zu dieser Entwicklung kommen? Sie haben darauf hingewiesen, dass die Campus-Radikalen, die einst eine sehr kleine Minderheit waren, «erstaunliches Glück» hatten.

In der Zeit zwischen 1965 und 1975 hatte der Vietnamkrieg einen sehr negativen Einfluss auf die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten. In der Öffentlichkeit wuchs die Auffassung, dass in Vietnam ein ungerechter, unmenschlicher und unehrlicher Krieg geführt worden sei. Das Ergebnis war eine ungewöhnliche Verstärkung der linksradikalen Stimmung. Genau in jener Zeit machte sich die Generation der Babyboomer bereit für das College. Im Jahr 1965 gab es vier Millionen Studenten an den Universitäten. Bis 1975 verdoppelte sich diese Zahl fast auf neun Millionen. Folglich kam es zu einer verzweifelten Suche nach neuen Professoren. Wo konnte man sie rekrutieren? Nur unter den jungen Leuten, die frisch von der Uni kamen. Bislang

hatte unter Lehrkräften die Berufsethik vorgeherrscht, dass das Klassenzimmer und die Hörsäle nicht politisiert werden sollten. Doch diese neuen Lehrkräfte waren entschlossen, ihre Ausbildungsstätten zu nutzen, um radikale politische Ideen vorzubringen und die Gesellschaft grundlegend zu verändern. Das ist es, was ich als «historisches Glück» der Radikalen bezeichne.

### Kann dieser Trend, der seit fünf Jahrzehnten anhält, gestoppt werden?

Das mag möglich sein, aber nicht mit den Methoden, die die meisten Menschen vorschlagen. Die meisten Vorschläge laufen darauf hinaus, neue Regeln aufzustellen, an denen sich Professoren orientieren können. Mit anderen Worten, wir sollten ihnen sagen, dass sie andere Leute nicht abkanzeln oder dass sie Klassenzimmer nicht für politische Interessenvertretung nutzen dürfen. Das ist Zeitverschwendung, denn die College-Professoren sind jetzt so radikalisiert, dass man sie wohl kaum zurückbinden kann. Die akademische Welt kann nicht von innen heraus reformiert werden.

### Gibt es eine Chance, das Blatt von aussen her zu wenden?

Es bedarf einer konzertierten Aktion der Gesellschaft, der die Wissenschaft ja dienen soll. Ich spreche von den Eltern, die viel Geld dafür bezahlen, dass ihre Kinder aufs College gehen; von den Studenten selbst, die hohe Schulden machen, um eine Collegeausbildung zu erhalten; von Menschen, die Steuern zahlen und damit die staatlichen Universitäten unterstützen; von Philanthropen, die den Colleges Geld geben. All diese Menschen tragen mit einer enormen Menge Geld zur Hochschulbildung bei. Sie alle gehen davon aus, dass ihr Geld in die Hochschulbildung fliesse, und das tut es nicht. Das meiste davon fliesst in die politische Indoktrination. Erst wenn die Öffentlichkeit sagt: «Wir werden nicht länger dafür bezahlen», wird sich etwas ändern.



Literatur-Professor  
John M. Ellis.

---

«Die akademische Welt kann nicht von innen heraus reformiert werden.»

---

\* Alle im Interview zitierten Studien im Original auf: [www.weltwoche.ch/Dokumente](http://www.weltwoche.ch/Dokumente)

John M. Ellis ist emeritierter Professor für deutsche Literatur an der University of California, Santa Cruz, wo er seit 1966 gelehrt hat. Zuvor unterrichtete er an Universitäten in England, Wales und Kanada. Er ist Autor von zehn Büchern, zuletzt «The Breakdown of Higher Education». Ellis' Artikel zur Bildungsreform sind in prominenten amerikanischen Publikationen erschienen.

# Der Diener ist der Mörder

Im London des 19. Jahrhunderts wurden ein Schweizer und eine Schweizerin wegen Mordes hingerichtet. Schriftstelleridol Charles Dickens verfolgte die Prozesse. Und änderte seine Meinung zur Todesstrafe. *Von Rolf Hürzeler*

**G**reat fun! 30 000 Menschen versammelten sich am 6. Juli 1840 ausserhalb des Londoner Newgate-Gefängnisses. Sie ergötzten sich am Schicksal des 23-jährigen Schweizer François Benjamin Courvoisier, der auf einer Richtstätte den Tod durch den Strang erwartete. Der Bedienstete soll seinem Arbeitgeber Lord William Russell zwei Monate zuvor die Kehle durchgeschnitten haben.

Unter den Schaulustigen war der Schriftsteller Charles Dickens, der sich je nach Quelle der Volksbelustigung spontan angeschlossen oder gezielt in einem benachbarten Haus eine Wohnung gemietet hatte – zwecks besserer Sicht.

Hinrichtungen waren in Grossbritannien zu jener Zeit ein seltenes Spektakel geworden. Zwar sprachen Gerichte bei Kapitalverbrechen regelmässig Todesurteile aus, aber meist konnten die Verurteilten auf eine Begnadigung zählen. Kam es doch zum Letzten, fanden die Hinrichtungen grosse Resonanz in der Bevölkerung. Erlebnisberichte zirkulierten in gedruckter Form, Balladen und Moritaten wurden vorgetragen oder Strassentheater inszeniert. Charles Dickens zog daraus die treffliche Schlussfolgerung, die Todesstrafe habe eine «schreckliche Faszination».

Der Schriftsteller sollte das Schauspiel von Courvoisiers Hinrichtung zeitlebens nicht vergessen. Ein paar Jahre später plädierte er in seiner selbstgegründeten Zeitung *Daily News* für die Abschaffung der Todesstrafe und berief sich auf das Ereignis: «Ich sah in der Menge keine einzige angemessene menschliche Regung. Keine Trauer, keinen heilsamen Schrecken, keine Abscheu, keinen Ernst; nichts als Frechheit, Ausschweifung, Trunkenheit und Laster in allen Ausprägungen [...] Es war ein erbärmlicher und abscheulicher Anblick; die Verurteilung erschien mir genauso schlecht oder noch schlimmer als der Täter.»

## Kontakt mit besseren Kreisen

Bei diesem handelte es sich um den Bauernsohn François B. Courvoisier (1816–1840). Er stammte aus dem Waadtländer Bezirk Morges, genauer aus dem Dorf Mont-la-Ville. Der junge Mann reiste mit zwanzig Jahren nach England, wahrscheinlich auf Anregung eines Onkels, der in London bereits in Diensten stand. Einen ersten Job fand Courvoisier in einem französischen Hotel am Leicester Square bei einer gewissen Madame Charlotte Piolaine, die später sein Schicksal besiegeln sollte.



«Eklatanter Vertrauensmissbrauch»: Dickens.



Courvoisiers Hinrichtung in den Schlagzeilen, 1840.

Doch zunächst kam Courvoisier durch Madame in Kontakt mit besseren Kreisen, was für einen Bauernsohn in der damals rigiden Klassengesellschaft keinesfalls üblich war. Der Schweizer nahm Ende März 1840 beim 73-jährigen Lord William Russell eine Stellung als Butler an. Russell war ein zwar wohlhabender, aber mässig erfolgreicher Politiker in den Reihen der Liberalen. Er lud Courvoisier in seinen Hausstand im schon damals noblen Quartier Mayfair und vertraute ihm. Dazu verhalfen dem Schweizer die guten Referenzen von Charlotte Piolaine, wie der britische Publizist Arthur George F. Griffiths in seinem Standardwerk über die viktorianische Kriminalistik «*Mysteries of Police and Crime*» später festhielt.

«Ein eklatanten Vertrauensmissbrauch» konstatierte Charles Dickens, als er über den Fall schrieb: Courvoisier habe die Gutgläubigkeit seines naiven Vorgesetzten rücksichtslos

## Wer sich nicht an die bürgerlichen Spielregeln hielt, hatte ausgedient.

missbraucht. Untreue Bedienstete waren in der gesellschaftlichen Hackordnung der Viktorianer des Teufels. Wer sich nicht an die bürgerlichen Spielregeln hielt, hatte ausgedient. Dickens, der jahrelang als Gerichtsreporter gearbeitet hatte, war zwar über den Vollzug der Todesstrafe empört, aber Verständnis oder gar Mitleid mit einem Gesetzesbrecher kannte er nicht. Er verspürte sogar eine «spezielle Abscheu gegen Courvoisier», wie er seiner Leserschaft versicherte. Einzig rationale Überlegungen legten die «gänzliche Abschaffung der Todesstrafe nahe, denn dies liege im Interesse der Gesellschaft».

Courvoisier durchschnitt laut der Polizeikarte dem schlafenden Lord nachts die Kehle und täuschte danach einen Einbruch vor. Nach den ersten Ermittlungen blieb Courvoisier noch zwei Tage auf freiem Fuss. Die Polizei hielt zuerst einen Einbruch für plausibel, weitete ihre Ermittlungen jedoch bald auf die Hausangestellten aus. Da entdeckte sie die gestohlenen Wertgegenstände, die im kleinen Stadthaus des Lords gebunkert waren. Dieses Material sollte Courvoisier gestohlen haben – was er bestritt. Tatsächlich hätten die beiden andern Hausangestellten, die Köchin oder die Dienstmagd, genauso für den Diebstahl verantwortlich gewesen sein können.



Für die Justiz wie auch für Dickens war stets klar, dass Courvoisier hinter dem Meuchelmord stehen musste. Denn der Schweizer habe verhindern wollen, dass ihn der Lord entlassen würde, wenn dieser ihm wegen des Klauens auf die Spur käme. Das Motiv stand somit trotz der gegenteiligen Beteuerungen des Verdächtigen fest.

Zu Recht oder auch nicht: In jenen Zeiten war es verbreitet, dass sich Hausangestellte bei ihren Herren unrechtmässig bedienten, zumal diese oft keinen Überblick über ihr bewegliches Inventar hatten.

### Seine Mutter verzieh ihm die Tat

Es kam im Juni zu einem dreitägigen Prozess, in dem Courvoisier seine Schuld weiterhin bestritt. Dank seiner guten Beziehungen konnte er sogar das Geld für einen Anwalt auftreiben, was damals für Angeklagte seiner Herkunft unüblich war. Der Verteidiger Charles Phillips zeichnete sich durch harte Verhöre aus und zeigte Versäumnisse bei den Ermittlungen der Polizei auf. Diese Strategie stiess Charles Dickens sauer auf. Nach einem aus heutiger Sicht seltsamen Rechtsverständnis unterstellte er Phillips unlautere Anschuldigungen.

Courvoisier wurde verurteilt, nachdem Charlotte Piolaine vor Gericht ausgesagt hatte, er habe auch bei ihr Silberbesteck aus den Beständen des Lords versteckt – das war der Todesstoss. Courvoisier schrieb am Tag nach seiner Verurteilung ein Geständnis. Vielleicht hoffte er damit, eine Begnadigung zu erreichen. Ob er des Mordes schuldig war, lässt sich nicht mehr beurteilen. Vieles spricht dagegen. Für seine Unschuld sprach, dass an seinen Kleidern keine Blutspuren gefunden worden waren. Die Polizei erklärte dies damit, dass Courvoisier dem schlafenden Lord nackt die Kehle durchgeschnitten haben sollte.

Der Prozess erfuhr ebenso wie die Hinrichtung kurz darauf grosse Aufmerksamkeit in der Presse. Zahlreiche sozialromantische Geschichten, wie sie typisch für diese Zeit waren, machten die Runde. So soll Courvoisier am Abend vor seiner Hinrichtung einen Brief von seiner Mutter aus der Waadt erhalten haben, in dem sie ihm die Untat verzieh. Er durfte ihr Zeilen des Abschieds schreiben.

Dickens änderte übrigens seine Haltung gegenüber der Todesstrafe kurze Zeit später. Die Hausangestellte Marie Manning (1821–1849) wurde ebenfalls nach einem Mordfall zum Tod durch den Strang verurteilt, nachdem sie angeblich zusammen mit ihrem Mann ihren Geliebten umgebracht hatte. Dickens fand dieses Verbrechen so abscheulich, dass ihm der Tod die einzige Sühne zu sein schien, allerdings hinter den Gefängnismauern ohne öffentliche Schau.

Marie Manning war auch eine Schweizerin. Sie stammte aus Lausanne.

## Stil

# Stier bei den Hörnern gepackt

Lamborghini reüssiert mit dem Urus, dem ersten «Super Sport Utility Vehicle».

Auch in den Bündner Bergen. Von Michael A. Gotthelf

Begonnen hatte alles mit dem Traktor: 1948 gründete der italienische Maschinenbauingenieur Ferruccio Lamborghini seine Firma und begann mit dem Bau von Nutzfahrzeugen für die darniederliegende italienische Landwirtschaft. Erst im Jahre 1963 wurde mit der Herstellung von Sportwagen begonnen, für die das Unternehmen heute berühmt ist. Besonders wirtschaftlich erfolgreich war dieser Schritt zunächst nicht: Neun Jahre danach geriet Lamborghini in Schwierigkeiten, und der Unternehmer musste seinen Betrieb verkaufen. Es sollte nicht das letzte Mal sein – seit 1972 wechselte die Marke mehrfach den Besitzer, bis 1998 der Volkswagenkonzern die Eigentümerschaft übernahm.

### In 3,6 Sekunden auf 100

Rund zwanzig Jahre nachdem die Deutschen das Kommando übernommen haben, schickt sich Lamborghini an, eine weitere Metamorphose zu durchlaufen. Mit der Lancierung des Urus, des eigenen Angaben zufolge «weltweit ersten Super Sport Utility Vehicle», scheint man tatsächlich eine Marktlücke entdeckt zu haben, die die Konkurrenz bisher nicht beliefert hat – nämlich eine Art hochgebautes Auto mit niedrigem Schwerpunkt und einer Strassenlage respektive einem Fahrverhalten, wie man es sonst nur von Sportwagen kennt. Die Absatzzahlen und Lieferfristen beweisen es: Im Jahr 2019 waren rund die Hälfte aller verkauften Lamborghinis bereits SUVs, wie Umberto Pallaoro, der Verkaufsleiter des im Mai vergangenen Jahres eröffneten Zürcher Händlerbetriebs, mitteilte. Aufgrund des Erfolgs beträgt die Lieferfrist für einen Urus in der Schweiz zurzeit zirka zwölf Monate. 237 500 Franken werden als Listenpreis aufgerufen, und mit ein paar Extras bewegt man sich schnell auf die 300 000er-Marke zu.

Der Urus verblüfft denn auch mit seinen Fahreigenschaften: In nur 3,6 Sekunden schnell er auf 100 km/h, damit bleibt der Fünfplätzer beim Beschleunigen bloss 0,7 Sekunden hinter einem Porsche 911 Turbo zurück. Die Höchstgeschwindigkeit liegt bei 305 km/h, und wir konnten uns bei einem Ausflug in die Bündner Berge selbst von der Strassenlage überzeugen, die mehr der eines Sportwagens entspricht als der eines gewöhnlichen SUV.

Darüber hinaus verfügt der Urus über genügend «Beinfreiheit», um nicht an Randsteinen oder Bodenunebenheiten hängen zu bleiben. Für diese Kombination von hoher Alltagstauglichkeit und unglaublicher Fahrdynamik des Italieners sorgt der permanente Allradantrieb mit aktivem Torque Vectoring in Kombination mit der Allradlenkung. Und natürlich der V8-Biturbo-Motor mit 650 PS und 850 Nm Drehmoment.

Als kombinierten Verbrauchswert gibt das Werk 12,7 Liter auf 100 Kilometer an. Wir kamen auf unserer Testfahrt auf einen Wert von 14,5 Liter, was die Lamborghini-Mannschaft zu dem Kommentar veranlasste, dann seien wir



Alltagstauglichkeit und Fahrdynamik: Urus.

aber sehr sportlich unterwegs gewesen. Das stimmt – allerdings wird das Auto vermutlich genau zu diesem Zweck gebaut. Und: Wer nach den Verbrauchswerten fragt, ist entweder überdurchschnittlich besorgt für einen Sportwagenfreund über seinen Beitrag zur Klimaveränderung oder kann sich den Urus mit seinem Preis, der einer kleinen Eigentumswohnung entspricht, vermutlich nicht leisten. Allen Gutbetuchten mit der Bereitschaft, tief in die Tasche zu greifen, empfehlen wir zumindest eine Testfahrt. Wir raten, nicht allzu lange zu warten, sondern das Fahrerlebnis zu geniessen, bevor der Verbotswahn bestimmter Politiker die SUVs – Pardon: Super Sport Utility Vehicle – erfasst.

### Lamborghini Urus

3996-ccm-V8-Zylinder-Motor mit Biturbo-Aufladung.  
Maximale Leistung: 650 PS bei 6000 U/min  
Höchstgeschwindigkeit: 305 km/h  
Preis für Modell in Grundausstattung: Fr. 237 500.–



Begehrter Paradiesgarten: Georgiens Hauptstadt Tiflis.

## Kultur

# Aufstieg und Niedergang Georgiens

Georgien gehört zu den alten, christlich geprägten Nationen Europas und leistete Bedeutendes zur Christianisierung Russlands. Dann geriet das Land unter die Fuchtel des mächtigen Nachbarn und ringt mit ihm bis heute. Auch Stalin war als Georgier Teil dieser aufwühlenden Geschichte. *Von Vera Lengsfeld*

Der letzte sowjetische Botschafter in Bonn, Juli Kwizinski, äusserte einmal, dass die Russen beim Zerfall der Sowjetunion die Abspaltung der islamischen Staaten Mittelasiens, ja selbst der baltischen Staaten, relativ schmerzlos verkräftet hätten. Aber der Verlust des Kaukasus – immerhin eine russische Seelenlandschaft – sei überaus schmerzhaft gewesen. Michail Gorbatschow drohte am 25. Februar 1991, dem 70. Jahrestag des Einmarsches der Roten Armee in das unabhängige Georgien, dem Anführer der georgischen Nationalbewegung, Swiad Gamsachurdia, mit dem Abfall Abchasiens und Südossetiens, sollte die Georgische Republik nicht den neuen Unionsvertrag zur Rettung des Sowjetimperiums unterstützen. Tatsächlich kam es nach der Unabhängigkeitserklärung Georgiens am 9. April 1991 zur Sezession dieser beiden Gebiete. Die daraus resultierenden blutigen Konflikte dauern bis heute an und vergiften das Verhältnis zwischen Russland und Georgien.

In seinem Buch «Georgien zwischen Eigenstaatlichkeit und russischer Okkupation» geht Philipp Ammon der Frage nach, wie es zur Konfrontation zweier Völker kam, die keine tiefverwurzelte Feindschaft trennt. Die Antwort findet, wer sich tief in die Geschichte Georgiens versenkt. Philipp Ammon hat das getan. Sein Buch ist voll von historischen Details, die nur scheinbar nebensächlich, in Wirklichkeit unverzichtbare Teile im komplizierten Mosaik der georgischen Geschichte sind. Wer die Gegenwart verstehen will, muss sich auf diese Spurensuche einlassen.

### «Goldenes Zeitalter»

Georgien gehört zu den alten, geschichtlich geprägten Nationen, im Gegensatz zu jüngeren Vertragsgesellschaften wie den USA. Es war das zweite

christianisierte Land der Kaukasusregion nach Armenien. Zuerst nahm das georgische Volk den christlichen Glauben an, dann bekehrte die Heilige Nino aus Kappadokien das georgische Königshaus. Die christlichen Kulturelemente, die bis heute in unglaublicher Zahl in Georgien zu bewundern sind, gelangten früh nach Russland. Georgien leistete durch diesen Kulturtransfer einen grundlegenden Beitrag zur Christianisierung Russlands. Deshalb fiel es den Georgiern im 19. Jahrhundert schwer, sich von ihren ehemaligen Schülern bevormunden zu lassen.

Die Beziehung Russlands zum Kaukasus ist ebenso alt. Sie reicht in vormongolische Zeiten zurück. In der russischen Folklore wird Georgien als der Paradiesgarten südlich der Rus besungen. Seit den



«Freiheit in Bergen und Wäldern.»

Kreuzzügen standen die Georgier auch in Verbindung mit dem Westen. Die Ära von David, dem Erbauer, bis zu Königin Tamar war ein «goldenes Zeitalter». Damals standen Wissenschaft, Dichtung und Kunst in vollster Blüte. Unter Tamar gelangten byzantinisch-georgische, persische und arabische Kultureinflüsse

## Der Konflikt ist lediglich eingefroren, nicht beigelegt. Er kann jederzeit wieder ausbrechen.

zu einer glücklichen Synthese. Es entstand Dichtung von Weltgeltung, wie «Der Recke im Tigerfell» von Schota Rustaweli, ein Epos, das Wiederhall im deutschen Minnesang, etwa im «Parzival» von Wolfram von Eschenbach, gefunden hat.

Seit Tamar (1160–1213) wurden Volk und Klerus als Begriff für die Gesamtnation betrachtet. Das Volk war und ist bäuerlich geprägt ist, es fehlt ein georgisches Bürgertum. Handel und Handwerk liegen in den Händen von Armeniern, Juden und Persern. Die Feudalordnung des Landes ist aber durchlässig. Praktisch jeder kann vom Leibeigenen zum Adligen aufsteigen. Deshalb entwickelte der georgische Adel – anders als der europäische – nie einen Standesdünkel.

Der Niedergang Georgiens begann mit den Mongoleneinfällen 1221. Der Fall von Konstantinopel schnitt Georgien seit 1453 vom Westen ab. Es begann die osmanische Unterwerfung. Der Adel war bereit, zum Islam zu konvertieren, das Volk bewahrte und verteidigte seinen christlichen Glauben.

Seit dem Fall Konstantinopels sah Georgien in Russland eine Schutzmacht. Im Laufe der wechselvollen Geschichte schätzten die Russen die Dienste der mit dem Orient vertrauten Georgier. Ein Beispiel dafür ist General Peter Bagration, der für die Russen im Krieg gegen Napoleon die entscheidenden Siege erfocht und den Napoleon als einzigen ernsthaften Gegner anerkannte.

Dem Schutz Georgiens galt jedoch nie ein Hauptaugenmerk russischer Politik. Das bekamen die Georgier mehr als einmal zu spüren, was das Verhältnis immer wieder belastete.

### Russifizierung im 19. Jahrhundert

Dabei brachte das Bündnis mit Russland Georgien in Gegensatz zu seinen muslimischen Nachbarn. Besonders in der Schlacht von Kartsanisi im Jahr 1795 fühlte sich Georgien von Russland betrogen. Damals war unerwartet Aga Mohammed Khan ins Land einmarschiert und hatte Tiflis verwüstet. Bis heute wird das mangelnde Engagement Russlands in Georgien mit dem Verrat der Sowjets an der polnischen Heimatarmee während des Warschauer Aufstands 1944 gleichgesetzt. Russland schützte Georgien weder vor den Dagestanern

noch vor den Persern. Das Empfinden dieses Verrats ist bis heute von erheblicher psychologischer Bedeutung.

Georgien bot am Vorabend der russischen Annexion ein Bild des Niedergangs; deshalb entstand der Wunsch nach einem Protektorat. Georgien begab sich freiwillig unter russische Herrschaft. Die Inkorporation brachte aber nicht nur Schutz, sondern auch Korruption und Willkür, weswegen es immer wieder zu Aufständen kam. Die Rebellen schrieben: «Wir suchten den Schutz des Zaren, Gott gab ihn uns, aber die Ungerechtigkeit und Grausamkeit seiner Diener haben uns zur Verzweiflung getrieben.» Nicht nur das Volk erhob sich, es kam 1832 zu einer Adelsverschwörung, die ebenfalls scheiterte. Positiv für das Land war, dass mit der russischen Herrschaft die Jahrzehnte der Verwüstung und Entvölkerung en-



deten. Relikte muslimischer Herrschaft blieben erhalten. Im westlichen Georgien gab es bis zum Krimkrieg Sklavenhandel.

Die sogenannte Bauernbefreiung Mitte des 19. Jahrhunderts schuf ein ländliches Proletariat, das mit der Arbeiterschaft in den Industriestädten Baku und Poti die soziale Basis für die revolutionären Bewegungen im Kaukasus bildete. Als Träger des Radikalismus fungierten die Bauernsöhne, die in die Industrieregionen gingen und von dort mit radikalen Ideen in ihre Heimatdörfer zurückkehrten.

Die panslawischen Repressionen unter Zar Alexander II., der die Russifizierung vorantrieb, brachten eine massive Gegenbewegung hervor. Bis heute gibt es den starken Willen, Sprache, Nationalität und Religion zu verteidigen. Bis heute lautet der Gruss der Tschechen: «Bleibe frei». Russische Intellektuelle sahen diesen Fehler sehr wohl. Der Schriftsteller Gribojedow beschrieb den kau-

kasischen Widerstand als «Verteidigung der Freiheit in Bergen und Wäldern gegen das Aufklärungsgetrommel». Allerdings steht die poetische Verehrung des Freiheitswillens in Widerspruch zu den politischen Vorstellungen der Überlegenheit Russlands, die besonders bei den Dekrabristen deutlich wurden.

### Revolutionäre Auseinandersetzungen

Ab den 1860er Jahren begann die kraftvolle georgische Nationalbewegung. Das von Akaki Cereteli verfasste Lied «Suliko» – angeblich Stalins Lieblingslied – erlangte als Allegorie für Georgien grosse Popularität. Als Abkehr vom Nationalismus entwickelte sich die Sozialdemokratie, die den Siegeszug des Marxismus hervorbrachte. Eine wichtige Rolle spielte dabei das Tifliser Theologische Seminar, das, neben anderen späteren Revolutionären, auch Stalin zu seinen Schülern zählte.

Die revolutionären Auseinandersetzungen von 1905 fanden vor allem in Baku statt. Die Niederlage trieb viele Revolutionäre ins Exil, andere, wie Stalin, in die Verbannung. Im Ersten Weltkrieg versuchten die Deutschen, sich der georgischen Nationalisten gegen Russland zu bedienen, allerdings mit mässigem Erfolg. Die Sozialdemokraten hielten Russland die Treue. Am 26. Mai 1918 wurde im Palast des russischen Statthalters von den Menschewiken die «Demokratische Republik Georgien» ausgerufen, die aber schon im Februar 1921 mit dem Einmarsch der Roten Armee endet. Die Georgische Sozialistische Sowjetrepublik wurde ausgerufen, welche bis 1991 bestand. Die mit vielerlei Emotionen beladene Konfliktgeschichte Russlands und Georgiens mündete 2008 in einem offenen Krieg. Der Konflikt ist lediglich eingefroren, nicht beigelegt. Er kann jederzeit wieder ausbrechen.

Philipp Ammon stellt am Ende seines Buches die entscheidende Frage: «Rührt die russische Gleichgültigkeit gegenüber den vom russischen Imperium erfahrenen Traumata fremder Völker aus der Erfahrung der Ohnmacht gegenüber dem eigenen Staat? Werden die Verletzungen der Rechte fremder Nationen nicht wahrgenommen aufgrund der eigenen Rechtlosigkeit?» Die richtige Antwort auf diese Frage wird entscheidend sein für die Lösung des russisch-georgischen Konflikts.



Philipp Ammon:  
Georgien zwischen Eigenstaatlichkeit  
und russischer Okkupation.  
Vittorio Klostermann. 238 S., Fr. 45.90



Fast verliebt

## Romantik?

Von Claudia Schumacher

Romantik ist eine «Epoche des europäischen, besonders des deutschen Geisteslebens vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, die in Gegensatz steht zu Aufklärung und Klassik und die geprägt ist durch die Betonung des Gefühls, die Hinwendung zum Irrationalen, Märchenhaften und Volkstümlichen und durch die Rückwendung zur Vergangenheit», sagt das Lexikon. Und ich muss an die Frau aus der Bibel denken, die mit ihrem Mann aus einer brennenden Stadt floh und dabei die himmlische Weisung hatte, nicht zurückzuschauen. Er schaute brav nach vorn, sie aber wurde romantisch, blickte zurück – und erstarrte zur Salzsäule.

Romantik mit ihrer Vergangenheitsfixierung und Irrationalität ist nicht immer praktisch. Es kann in Beziehungen positiv sein, wenn jemand sachlich bleibt. «Einer von beiden muss Realist sein, damit der entsprechende finanzielle Rahmen die Romantik des anderen auf Dauer gewährleistet», hat sich der deutsche Aphoristiker Elmar Kupke dazu überlegt. Ein Satz, den jede Karrieristin ihrem Liebsten sagen kann, der sie abends mit Kerzenlicht empfängt, während sie nur eine Kopfschmerztablette will. Oder der Mann, der es nicht mal sieht, wenn seine Frau eine neue Frisur hat. Wer es sich leisten kann, darf also unromantisch sein. Aber macht es glücklich, seine Beziehung mit Geld zu regieren?

«Das Wesen der Romantik ist die Ungewissheit», schrieb Oscar Wilde – eine der besten Definitionen, finde ich. Denn Gewissheit ist das Ende der Liebe, sie schnürt ihr jedes Leben ab. Ich war einmal mit einem ausgesprochen unromantischen Exemplar von einem Mann verlobt. Die Absicherung unserer Existenz in alle Richtungen war sein Lebensinhalt. Er konnte Ungewissheit nicht ertragen, musste selbst die Wochenenden durchtackten. Das Anhäufen von Geld war ein Wert an sich, eine Aufwertung unseres Lebens. Aber unser von ihm auf Jahrzehnte verplantes Leben wurde irgendwie: leblos.

Ich glaube, es lohnt sich auch für die nüchternsten Menschen, ein wenig nach Romantik zu streben. Einfach mal den Kalender weglegen, etwas offenlassen und seinem Lieblingsmenschen die volle Aufmerksamkeit schenken, das ist schon mal ein guter Anfang.



Mischung aus Lee Marvin und Humphrey Bogart, mit einem Schuss Paul Newman: Bosch (Titus Welliver).

Knorrs Kultur

## Wahnsinn der Nacht

Nach Michael Connellys «Bosch»-Romanen und seiner exzellenten Serie gleichen Namens steht in «Late Show» eine Frau im Zentrum der Macho-Clique. Von Wolfram Knorr

TV-Familien- und anverwandte Serien sind das Einmachglas für das Lebensgefühl einer Epoche, Krimiserien die Begleitung, die uns den Werteverfall stückweise vorführen. Die TV-Kriminalserien von anno dazumal kannten weder den leidigen Sexualtrieb noch Kinder als Klotz am Bein. Vom «Kommissar» über «Derrick» bis zu «Ironside», «Cannon», «Columbo» und Co. beherrschten sie die sozialen Regularien. Sie waren ihre eigenen Spiegel, brauchten bloss ihre Gesichter einzuseifen und zu rasieren und wussten Bescheid, mochten die Situationen noch so aussichtslos sein. Nichts konnte sie von ihrer unerschütterlichen «Mal sehen, was wir da haben»-Position abbringen. Bei der nächsten Generation begannen liederliche Verhältnisse einzureissen (missratene Kinder, Scheidung, Alkohol), der Blick in den Spiegel wurde gemieden, dafür die Therapeuten-Couch aufgesucht («Monk», «Veronica Mars»). Vorläufig letzte Stufe sind die Psychopathen («Dexter»); alternativ dazu die Forensiker («CSI»), aseptisch wie Laborproben, eingelegt in Formaldehyd.

Aus all diesen Zeitgeist-geprägten Mutationen erhob sich wie ein Phönix aus der Asche ein TV-Detektiv – die Hauptfigur der Krimiserie «Bosch», die seit 2014 auf Amazon läuft, in die 6. Staffel geht (seit 2019 auch auf SRF 2 zu sehen), eine letzte, 7. Staffel ist offenbar in Vorbereitung –, der den altmodischen Charme des einsamen Wolfs à la Philip Marlowe wieder-

aufleben lässt: Hieronymus «Harry» Bosch. Nostalgischer Kitsch umgibt ihn nicht, Bosch ist nicht mit romantischer Lotion gesalbt, sondern einfach einer von heute, durch und durch, mit allen Problemen – vom Justiz-System, das die demokratischen Grundsätze von Freiheit und Gleichheit schnell ins Gegenteil verkehren kann, über den konservativen Beamtenapparat der Polizei bis zu den Selbstbehauptungskämpfen in einem immer undurchsichtiger werdenden System. Bosch ist wie die Stadt Los Angeles, ein Dolch von einem Mann, bei dem in einer Ecke eine kleine, gezackte Übellaunigkeit glitzert.

### Herausragende Qualitäten

Mit Titus Welliver (als mysteriöser «Man in Black» aus «Lost» bekannt) fanden die Serienschreiber die ideale Verkörperung: eine Mischung aus Lee Marvin und Humphrey Bogart, mit einem Schuss Paul Newman. Ein Antiheld mit Augen, als seien sie vom Blitz getroffen und dann versengt worden; von der Trost- und Illusionslosigkeit eines Sisyphos. In seinem Leben hatte Welliver Fürchterliches zu verkraften, den Tod von drei Geschwistern, der Ehefrau und der Stiefmutter; und sein fiktives Alter Ego Bosch, dessen Mutter Prostituierte war und ermordet wurde, kämpft auch mit Verwehungen in seiner Seele. Weil Bosch einen Serienkiller erschoss, der angeblich unbewaffnet war, wühlt der Staatsanwalt die Ver-

wehungen wieder zum orkanartigen Wind auf: Der tödliche Schuss habe ja wohl mit Boschs Hintergrund zu tun. Ihm gehe es nur um Rache. Derartige Verwerfungen und Querelen sind nicht neu, doch die Coolness, mit der Bosch das hinnimmt und seinem Beruf nachgeht, die nuancierten Charaktere aller Figuren, die sorgfältig aufbereiteten Konflikte, all das lässt «Bosch» aus vergleichbaren Serien herausragen.

Erfinder der Figur und zugleich Co-Produzent der Serie ist Michael Connelly. Mit seinen achtzehn Bosch-Romanen (neben zahlreichen anderen) gehört er längst zu den Grossen. Begonnen hat er als Polizeireporter in L. A. und wurde mit den Usanzen, Methoden und Winkelzügen von Polizei, Justiz und des kriminellen Milieus aus nächster Nähe vertraut und begann aus dem Vollen zu schöpfen, als er sich – nach eigenen Worten von den Chandler- und Hammett-Romanen angeregt – selbst der literarischen Kunst der *police procedurals*, der Polizeiromane, zu widmen begann. Einflüsse finden sich auch von Joseph Wambaughs Cop-Romanen («Der Hollywood-Mord») und James Ellroys bitterbösem Nihilismus («Die schwarze Dahlie»). Connelly hält dabei die Balance zwischen Konvention und knallharter Realitätsdurchdringung, die er souverän beherrscht.

Nun hat er, um seinen Bosch ein wenig zu «entlasten», eine neue Figur erschaffen, die einiges mit Harry Bosch gemeinsam hat, aber aus einer schwierigeren Position heraus ihrer Arbeit nachgeht: weil sie eine Frau ist und mit Sexismus zu tun hat – in amerikanischen Polizeibehörden mit Sicherheit nichts Rares. Sie heisst Renée Ballard und wurde in die sogenannte «Late Show», die Nachtschicht des LAPD (Los Angeles Police Department), strafversetzt. Der ungeliebte Dienst muss die nächtlichen Fälle aufgreifen, aber sie dann sofort an die entsprechenden *detectives* weitergeben. Zu einer solchen Fronarbeit als Frust-Protokollantin wurde sie verdonnert, weil sie sexuelle Übergriffe eines Vorgesetzten gemeldet hatte. Ihr einstiger Kollege, der sie hätte entlasten können, kniff aus Karrieregründen, die Nachtschicht wurde ihre «Strafe». Seitdem köchelt in ihr die Wut vor sich hin, und weil sie eine solide Detektivin war und es auch bleiben möchte, ist ihr Aufklärungs-Elan viel zu «biestig», um die Fälle einfach weiterzureichen, und sie geht ihnen heimlich nach. Es sind gleich drei, von denen sie die Finger nicht lassen kann und die sie in die Breddouille bringen. Der Mordfall, der in einem Hipster-Lokal gleich zu fünf Toten führt, macht Renée besonders neugierig, weil auch ihr



Michael Connelly.

### Er hält die Balance zwischen Konvention und knallharter Realitätsdurchdringung.

Ex-Kollege zum Opfer des Falls wird und in ihr der Verdacht reift, der Mörder könnte in der eigenen Zunft nisten.

### Strikt geschütztes Privatleben

Detailreich wird der bürokratische Alltagskram der Berichte, Aktenstudien und Anwesenheitslisten beschrieben, der latente Sexismus, der stellenweise entfernt an Karin Slaughters «Cop Town» erinnert. Die Sicht der Frau im Macho-Gehege wirkt wie ein Röntgenblick in die emotionalen und psychischen Innereien der männlichen Sippschaft, die sich mit Zynismus und Testosteron-befeuerten Sprüchen vor den täglichen Schrecknissen des Berufs schützt. Connelly beschreibt das mit funktionaler Sachlichkeit und porträtiert dabei Ballard als eine Frau, die genau wusste, worauf sie sich einliess, als sie sich für den «Bullen-Trakt» entschied.

«Late Show» erschien im Original 2017, knapp vor der MeToo-Bewegung, zwei weitere Romane mit ihr – diesmal gemeinsam mit Bosch – gibt es bereits («Dark Sacred Night», «The Night Fire»). Ballard vereinigt alle Ingre-

dienzien einer neuen TV-Serien-Figur, was durchaus kalkuliert ist, aber der Glaubwürdigkeit keinen Abbruch tut. Renée ist begeisterte Surferin mit einem Trauma (ihr Vater ertrank beim Surfen) und der sturen Eigenbrötlei, niemanden etwas über ihr Privatleben wissen zu lassen. Tagsüber schläft sie in einem Zelt am Strand, geschützt von ihrer Hündin, hat gelegentlich mit Männern Sex und pflegt nur zu ihrer Oma eine familiäre Beziehung, von deren Existenz kaum einer Bescheid weiss.

Das strikt geschützte Privatleben wird von Connelly dramaturgisch zur Suspense-Steigerung in jenem Fall genutzt, dem Renée noch vor dem Fünffachmord im Klub nachgeht. Am Santa Monica Boulevard wird eine Transgender-Prostituierte halbtot gefunden,

die *detectives* müssen sich um den Klub-Fall kümmern, und Renée lässt die schrecklich Zugerichtete keine Ruhe, vermutet bald in einem Autohändler den sadistischen Täter. Dem allerdings kommt auch die Dame, die vorgeblich ein Auto bei ihm kaufen will, nicht geheuer vor, und er beginnt, sich für sie zu interessieren. Der Wahnsinn der Nacht beginnt.



Michael Connelly: Late Show. Kampa. 431 S., Fr. 27.–



## Unten durch Gletscherspalte

Von Linus Reichlin

In der Zeitschrift eines Verbandes, der Ausländer dazu animieren möchte, in der Schweiz Ferien zu machen, fiel mir das Foto einer Gletscherspalte auf. Ich zeigte es meinem Freund Bruno, und er sagte: «Das gibt's ja nicht! Dass so was heute noch durchgeht, ist ja fast tröstlich!» Ich las Bruno die Bildlegende vor: Mit erfahrener Bergführer ist die Wanderung durch das Spaltenlabyrinth auch für Gletscherneulinge machbar. «Für mich», sagte Bruno, «klingt das im Zusammenhang mit diesem Foto wie ein versteckter Hinweis darauf, dass es auf dem Aletschgletscher einen Escort-Service gibt.» Das Foto zeigte jedenfalls eindeutig einen von der Natur aus Eis trefflich modellierten nackten weiblichen Unterleib einer Frau, und zwar aus der Perspektive eines Betrachters, der zwischen den eisigen Schenkeln der Frau direkt ins Paradies blickt.

«Das ist kein Paradies», sagte Bruno, «das ist nur eine Gletscherspalte, die einem Geschlechtsorgan täuschend ähnlich sieht. Wir sollten sie jetzt aber trotzdem nicht idealisieren, denn letztlich ist es nur uraltes Wasser.» Er hatte recht, die Bezeichnung Paradies war ein wenig übertrieben, es war einfach nur eine Kólpos aus währschaftem Walliser Steinzeiteis. Andererseits war es auch nicht so, dass Bruno und ich etwas in das Foto reininterpretierten, das nicht da war, o nein. Man sah auf dem Foto überdeutlich den Schamhügel und die Labia majora pudendi sowie die Labia minora pudendi. Diese Fachbegriffe zählten bisher nicht zum Vokabular von Bergführern, auch nicht von erfahrenen. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass den vier Gletscherwanderern, die auf dem Foto im Hintergrund des Schamhügels bergan stiegen, die verblüffende Ähnlichkeit entgangen war. Vielleicht sollten die Bergführer sich angewöhnen, auf dieser Route an der besagten Stelle zu hüsteln und dann zu sagen: «And these are the famous labia majora and minora pudendi of the Aletschgletscher. It's an Unesco World Heritage Site.» «Man sollte es zu einem berühmten Naturereignis erklären», sagte ich zu Bruno, «wie die Geysire. Damit würde man dieser Gletscherspalte ihren porno-

» Fortsetzung auf Seite 54

grafischen Charakter nehmen. Das eruptive Rumgespritzte der Geysire ist ja eigentlich auch nicht für Kinder unter sechzehn Jahren geeignet. Aber die Isländer waren clever und verlangen dafür Eintritt, und jetzt schauen sich das sogar Familienurlauber an.» «Entspann dich», sagte Bruno, «denk doch nur mal an die bemooste Astgabelung der Buche in deinem Garten. Die Natur ist voll von Anspielungen auf Mösen und Schwänze.» Ich hatte befürchtet, dass bei diesem Thema früher oder später diese Wörter fallen würden! Ich kann es nicht haben, wenn Leute so reden! Ich kriege Hühnerhaut. Das liegt an meiner katholischen Erziehung. Und das war eine gute Erziehung – wenn man mal vom stundenlangen Knien auf Holzbänken absieht und den zehn Vaterunser, die man für jede Zehnrapenmünze beten musste, die man aus dem Opferstock geklaut hatte. Aber diese Erziehung hat immerhin versucht, aus mir einen Menschen zu machen, der nicht das erstbeste Wort für Geschlechtsteile benutzt.

«Es gibt schöne altgriechische Namen dafür», sagte ich zu Bruno, «Péos und Kólpos. Das klingt doch wie der Name zweier griechischer Inseln, auf denen es unberührte Buchten gibt.» «Für mich klingt es wie eine umständliche Art, Schwanz und Möse zu sagen», sagte Bruno, und ich kriegte wieder Hühnerhaut. Und danach beschlossen wir, das Gletscherfoto auf Facebook zu posten mit dem Kommentar: *Auch wir als Männer möchten uns vom Sexismus des Aletschgletschers distanzieren!* Bruno wollte noch hinzuschreiben: *Und von der Astgabelung der Buche, die ebenfalls wie eine Möse aussieht, distanzieren wir uns auch!* Aber das kam für mich natürlich nicht in Frage.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Allegro ma non troppo

Von Peter Rüedi

**N**och ein Loblied auf den zu Unrecht im Ruf der Banalität stehenden Rioja! Wenigstens zum Teil verfehlt ist das Vorurteil, das viele Schweizer Konsumenten gegen diese Weine aus dem Norden Spaniens haben. Weil ihnen alles eins ist, wo doch auch hier die Lage den Unterschied macht, das Terroir, die lokalklimatischen Besonderheiten. In der Rioja Baja, den östlichen tieferen Lagen, sind die Böden fetter, die Temperaturen höher, die Weine schwerer, oft mastiger und alkoholreicher. Sie entsprechen, wenn wir die Verallgemeinerung wagen, am ehesten dem, was der Kunde beim Discounter unter einem Rioja versteht. Anders die beiden nördlicher gelegenen Unterappellationen: die Rioja Alavesa am Fuss der Sierra de Cantabria, mit zwischen 400 und 800 Metern ansteigenden Terrassen; und die Rioja Alta, mehrheitlich auf dem Südufer des Ebro gelegen, mit unterschiedlichen Böden, ebenfalls höheren Lagen, kühlerem Klima, mehr Niederschlägen. Hier entstehen naturgemäss leichtere, elegantere, feiner ziselierte Weine aus Tempranillo

und Garnacha. Was auch wieder eine Verallgemeinerung ist, aber eine, welche die preislich moderate Crianza des relativ jungen und relativ kleinen Betriebs Alegre Valgañón aufs schönste bestätigt. Ihre Kellerei haben Oscar Alegre und seine Frau Eva Valgañón in Sajazarra unweit der Montes Obarenes in der äussersten Nordwestecke der Appellation Rioja Alta. (Damit genug der iberischen Geografie, die immerhin unerlässlich ist für eine Ahnung, weshalb dieser Rotwein etwas anderes ist als ein Rioja-Gemeinplatz, etwas anderes auch als ein von anderswo importiertes Geschmacksideal, von Bordeaux z. B.) Dabei haben die beiden ausgiebig Erfahrungen gesammelt, bevor sie 2014 ihr Projekt in den Montes Obarenes starteten: bei spanischen Pionieren wie Alvaro Palacios oder Telmo Rodríguez, aber auch in Italien (Rinaldi, Cappellano, Mascarello). Von Letzterem, Bartolo Mascarello, hat Oscar Alegre auch die Skepsis gegenüber dem Ausbau im Barrique übernommen. Was der für den Barolo richtig hielt («No barrique, no Berlusconi»), hielt Alegre für Tempranillo (80 %) und Garnacha (20 %) für ratsam.

«Wir meinen, unser Wein brauche Zeit, aber wir müssen ihn in grösseren Behältnissen reifen lassen. Die delikate Textur und die feinen Tannine sind zu sensibel, um in kleinen Fässern zu altern.» Was zu beweisen war. Der Tinto 2018, mit einem Teil der Stiele vergoren und vierzehn Monate in grossem Holz gealtert, ist noch sehr jung, überzeugt aber schon jetzt mit Kirscharomen, Blütenduft, guter Würze, präsenten, aber weichen Tanninen, kurz: grosser Eleganz bei nicht verleugneter, aber nie ungezügelter Freude an leichtfüssiger Fülle. Musikalisch gesprochen: Allegro ma non troppo.

Alegre Valgañón: Tinto DOC Rioja. 14 %. Boucherville, Zürich. Fr. 19.80. [www.boucherville.ch](http://www.boucherville.ch)



## Die Bibel

# Vorsehung

Von Peter Ruch

**D**a sprach Isaak zu seinem Vater Abraham: [. . .] *Sieh, hier ist das Feuer und das Holz. Wo aber ist das Lamm für das Brandopfer? Abraham sprach: Gott selbst wird sich das Lamm für das Brandopfer ausersuchen, mein Sohn* (Genesis 22, 7 f.). – Den Hinweis auf die göttliche Vor-

sehung tragen Sie oft im Portemonnaie: «Dominus providebit» – Gott wird vorsehen –, steht auf dem Rand des Fünflibers. Der Ausdruck geht darauf zurück, dass Abraham seinen Sohn Isaak hätte opfern sollen. Die Leser erfahren von Anfang an, dass Gott Abraham nur auf die Probe stellen wollte. Für Abraham war es die nahende Katastrophe. Als die Feuerstelle bereit war, ergab sich das obige Zwiegespräch. Doch erst als Abraham das Messer zog, um seinen geliebten Sohn zu töten, rief die Stimme aus dem Himmel, er möge ihn am Leben lassen. Als Opfertier diente schliesslich ein Widder, der sich im nahen Gestrüpp verfangen hatte.

Das Ausersuchen Gottes ist ein Bereitstellen und Verschaffen. Er versieht Abraham mit dem, was er für das Opfer braucht. Im älteren Deutsch hiess es Fürscheidung: Gott schaut für die Welt, für die Menschen, für die Gemeinde. Die Vorsehung ist zu unterscheiden von der Prädestination. Diese meint eine Eigenschaft Gottes, die

er auch ohne Schöpfung hat, während sich die Vorsehung auf sein Verhältnis zu den Geschöpfen bezieht. Wie die Geschichte von Isaaks Opferung zeigt, gibt es Momente, wo ein Mensch verzweifelt in die Zukunft blickt. Du musst deinen Sohn töten, lautete die absurde Anweisung. Schliesslich krebst Gott zurück und versieht Abraham mit einem Widder als Opfertier. Nicht nett für den Widder, aber wenigstens kein Menschenopfer. Religionsgeschichtlich beschreibt das Kapitel den Übergang vom Menschen- zum Tieropfer. Wichtiger ist der geistige Gehalt: Gott versieht und versorgt uns Menschen mit dem, was ein gedeihliches Leben ausmacht. Nicht immer sieht es danach aus. Gerade jetzt gibt der Blick in die Zukunft zu Besorgnis Anlass. Gottes Vorsehung kann die Dinge zum Besseren wenden.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

## Das Grösste oder nichts

Das eindrucksvolle SUV-Coupé GLE 53 von Mercedes-AMG ist ein selbstbewusstes Fahrzeug für selbstbewusste Fahrer. *Von David Schnapp*

Wenn man frontal auf das Auto zugeht, wird der Blick angezogen von einem Stern, so gross, dass er auch in der Front eines Mercedes Actros nicht untergehen würde. Es handelt sich hier aber nicht um das LKW-Modell, sondern um das SUV mit der etwas eckigen und voluminös angelegten Bezeichnung Mercedes-AMG GLE 53 4Matic+ Coupé.

An diesem Auto sind nicht nur der Stern und der Modellname mutig dimensioniert, der ganze Wagen wirkt grösser als das durchschnittliche Leben: Die Räder im 22-Zoll-Format oder die unteren Lufteinlässe in der Front signalisieren höchste Präsenz. Die Coupé-Form mit dem abfallenden Dach und dem schlicht gehaltenen Heck verleiht ihm eine elegante Note. Dieser Eindruck von Grösse und Eleganz zugleich setzt sich im Inneren fort. Wie in anderen Mercedes-Modellen dominieren zwei nahtlos aneinandergereihte Bildschirme im Breitwandformat das Cockpit. In die Frontscheibe wird ein Head-up-Display projiziert, das ebenfalls grösser ist als alles, was es auf dem Markt gibt.

Der GLE 53, wie ich ihn der Einfachheit halber in aller Kürze nennen möchte, ist ein selbstbewusstes Auto für selbstbewusste Fahrer. Und so gesehen, ist es ein sehr gelungenes SUV. Die Antriebstechnik, die einen doppelt aufgeladenen Reihensechszylinder-Benzinmotor mit einem 48-Volt-Mildhybrid-System und einem fortschrittlichen Allradsystem kombiniert, ist State of the Art. Der Elektromotor kann für kurze Zeit 22 PS und 250 Nm Drehmoment leisten, womit das Turboloch effizient gefüllt wird.

Treuen Lesern ist bekannt, dass ich ein Anhänger moderner Assistenzsysteme bin. Im GLE 53 machen sie einem das Leben auf Langstreckenreisen wirklich sehr angenehm. Gerade auf Autobahnen macht das Auto eigentlich alles selber, es bleibt in der Spur, wechselt sie auf Wunsch aber auch automatisch, es hält den Abstand zum vorausfahrenden Fahrzeug, und es übernimmt recht zuverlässig die jeweils gültige Höchstgeschwindigkeit.

Die zweite Seite des mächtigen Mercedes-SUV ist sein hoher Komfort, die mühelose Leichtigkeit, mit welcher der 435-PS-Antrieb das Auto von immerhin 2325 Kilogramm unangeregt und souverän vorwärtsbewegt. Aber es geht auch eine Spur dynamischer: Im Modus «Sport+» senkt die hervorragende Luftfederung den Wagen um zehn Millimeter ab, der GLE 53 fährt sich jetzt direkter und härter, wirkt dabei aber auch in Kurven trotz der Fahrzeugdimensionen erstaunlich leichtgängig.

Fazit: Das Mercedes-AMG GLE 53 4Matic+ Coupé ist ein «Hier komme ich»-Auto von exzellenter Qualität, oder, wie man in Abwandlung eines Mercedes-Werbeslogos sagen könnte: Das Grösste oder nichts.

### Mercedes-AMG GLE 53 4Matic+ Coupé

Motor/Antrieb: Turbo-Reihensechszylinder (Benzin), 48-Volt-Bordnetz, Allradsystem, 9-Gang-Automatik  
 Leistung: 435 PS / 320 kW; Hubraum: 2999 ccm  
 max. Drehmoment: 520 Nm / 1800–5800 U/min;  
 Beschleunigung (0–100 km/h): 5,3 sec  
 Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
 Verbrauch (WLTP): 11,4 l / 100 km  
 Preis: Fr. 127 200.–; Testfahrzeug: Fr. 156 189.–

Jazz

## Harte Schlagwechsel, elastische Beinarbeit

Von Peter Rüedi

Zum Missfallen von Feingeistern, die ihn als *Kunst* umarmten (und oft erstickten), hat sich der Jazz bei allem Anspruch immer auch ein gelöstes Verhältnis zur Trivialität bewahrt. Selbst die Anfänge im Umfeld der *red-light districts* hat er nie verleugnet, wie sehr auch einige seiner ambitionsesten Vertreter, allen voran Duke Ellington, die Etikette «Jazz» selbst als Stigma dieser zweifelhaften Abkunft verachteten. Zu den trivialen Aspekten – sie machen einen guten Teil seiner Vitalität aus – gehört auch ein gewisses virtuos-sportives Selbstverständnis, das in den dreissiger Jahren vor allem in zahlreichen Duellen von Tenorsaxofonisten gepflegt: Coleman Hawkins und Lester Young, Chu Berry und Ben Webster, Charlie Ventura und Flip Phillips, später die Paarung Dexter Gordon und Wardell Gray («The Chase», «The Duel»). Es war diese Tradition, welche Johnny Griffin (1928–2008) und Eddie «Lockjaw» Davis (1922–1986) Ende der Fünfziger in einer legendären Power-Combo fortsetzten, deren erstes Album nicht von ungefähr «Tough Tenors» hiess. Beide hatten sie erste Erfahrungen im Swing und Rhythm 'n' Blues gemacht, beide entdeckten sie dann die virtuoserer Disziplinen des Bebop. Der Reiz war, dass sie bei gleicher sprachlicher Syntax durchaus unterschiedliche saxofonistische Dialekte sprachen: Davis ein *puncher* mit mehr Geschiebe im Ton, Griffin leichtfüssiger, tänzerischer in der Artikulation. Ihre Spezialität waren rasende Tempi, welche ihre Rhythmusgruppen an den Rand der Verzweiflung brachten, und einfache, oft unisono vorgetragene Head-Arrangements von Klassikern und Eigenerfindungen.

Voriges Jahr hat der auf Jazz-Ausgrabungen spezialisierte Zev Feldman den Mitschnitt eines Klub-Auftritts in Seattle aus dem Jahr 1962 ediert. Nichts für zarte Gemüter, «Macho Jazz», meinerwegen (bis auf Griffins sensible Lesart von Ellingtons «Sophisticated Lady»). Aber durchwegs mitreissende Schlagwechsel und elastische Beinarbeit für Freunde (und Freundinnen!) des mitreissenden musikalischen Faustkampfes. Auch von der geforderten Rhythmusgruppe mit Horace Parlan, Buddy Catlett und Art Taylor.



Johnny Griffin & Eddie «Lockjaw» Davis: Ow! Live at the Penthouse. Reel to Real RTR CD003

# Die Einsamkeit des Sommers

Die Grenzen zu Griechenland, zu seinem Licht, seinen Stränden und seiner Gastfreundschaft sind offen, aber die Grenzenlosigkeit des Sommers ist so weit weg wie ein Winter.

Von Michael Bahnerth



*Man hört nur das Rauschen des Meeres und sich selber.*

Die vielen Katzen auf der Mani im südlichen Peloponnes sind weg, all die zerzausten, mageren Streuner, die vom Betteln an den Tischen der Tavernen lebten, von der Gunst einer alten Frau, die ihnen hin und wieder Milch hinstellte, und vor allem von den Abfällen der Touristen in den Müllcontainern. Nur wenige der einst vielen, so scheint es, haben überlebt, und es sind wie immer nur die starken und die glücklichen.

Die griechische Nahrungskette geht so: zuerst die Griechen, dann lange nichts, danach die Albaner, hinter ihnen die Katzen und schließlich die Flüchtlinge. Der Hunger dieser Klassen wird, die Schätzungen schwanken, zwischen 20 und 30 Prozent von den Einkünften aus dem Tourismus gestillt, achtzehn Milliarden Euro waren es letztes Jahr, ins Land getragen von dreissig Millionen Sonnenhungrigen.

Das unaufgeregte, fast wie poliert schimmernde Mittelmeer an den Küsten der Mani, des Landes der schwarzen Oliven, schlägt diesen Sommer mehr Wellen als die Umtriebe zu Land. Der schmale, touristisch verwertbare Küstenstreifen am Fussende des Taygetos-Gebirges, auf dessen Ausläufern die Olivenbäume wie ewig in der Erde verwurzelt scheinen und Bauern mit zerfurchten Gesichtern leben, ist diesen Sommer so ruhig wie an einem frühen Frühlingstag, wenn das Land nur den wenigen gehört, die es bewohnen und beackern.

## Ahnungslose Touristen

Es sind kaum ausländische Touristen da, man sieht kaum Autos mit ausländischen Nummernschildern, obwohl Griechenland seit dem 1. Juli seine Grenzen geöffnet hat. Die Gegend ist dieser Tage wie ein Olivenbaum, der zu we-

nig Wasser und Nährstoffe bekommt und nur kleine und faltige Oliven tragen wird. Viertausend Hotelbetten verweisen gerade im touristischen Hauptort Stoupa. Einige Hotels sind gar nicht geöffnet, bei den vielen Appartements sind die Balkone verwaist und die Läden geschlossen, nirgends quillt Müll aus den Containern. Noch vor ein paar Jahren waren so viele Briten und Nordländer in dem kleinen Küstenort, dass es nicht genug Platz für alle am Strand gab und die Leute sich wie bei der Kirmes vor der Achterbahn anstellen mussten.

Ich besuche die Gegend seit 35 Jahren. Ich lag im Hochsommer am Strand von Stoupa, als das Dorf noch ein Fischerdorf war mit einem kleinen Supermarkt und zwei Tavernen. Ich lag alleine dort. Ich war dort, als Ende der 1990er Jahre die Einheimischen ihren Ort an globale Tour-Operatoren verkauften und dach-



ten, ein jeder würde jetzt ein kleiner Onassis werden.

Ich sah, wie Olivenbäume gefällt wurden, um Hotels und Appartements Platz zu machen. Ich sah all die ahnungslosen Touristen, die für 600 Pfund zwei Wochen dort Urlaub machten und im Grunde nicht wussten, wo sie waren. Wie sie die stille Anmut der Landschaft mit ihren Füßen traten und Saison für Saison jenen den Raum nahmen, die einst hierhergekommen waren, um sich selbst zu finden oder sich selbst aus dem Weg zu gehen, aber nicht, um sich beliebig zu zerstreuen; all den namenlosen und den wenigen namhaften Künstlerinnen und Künstlern mit ihrer Hoffnung, hier bahnbrechende Inspiration zu finden – und die sich dann doch nur mit Wein abfüllten. All den Aussteigern, die ihre Träume hierhergetragen hatten und zuerst an sich und dann an der Welt scheiterten. All den Bildungsbürgern mit Hang zum Byzantinischen, die sich aufmachten zu all den verwaisten Klöstern und Kapellen mit den abbröckelnden und verblassenden Heiligenzeichnungen an Decken und Wänden und die das Gestern fanden, aber das Heute nie. Und dann fuhr der grosse Tourismus ein, und da war kein Platz mehr für die zerbrechlichen Blüten des Kleinen.

### Trubel und Rubel

Es ist gerade ein Sommer der Einzigartigkeit hier, einer, in dem Schönheit unmittelbar neben Elend liegt, einer, der ist, wie die Sommer hier einst waren, bevor die Reiseveranstalter ihre Signatur in die Landschaft setzten. Wie ein Technicolor-Film ist dieser Sommer, eine wie in das verklärte Licht einer längst vergangenen Farbe getauchte Szenerie. Das ist die Ambivalenz von allem in diesem Sommer; die Gleichzeitigkeit der Auferstehung des Vergangenen und die Agonie des Zukünftigen im Gegenwärtigen. Da bin ich und genieße diesen Hauch des Ursprünglichen, den Platz in den Tavernen, die Einsamkeit an den Stränden, die leeren Strassen, das Fehlen jener lauten Geräusche einer Sommersaison aus den Lautsprechern der Bars und den Kehlen der Betrunkenen. Und dort sind jene, die immer hier sind, die Tavernenbesitzer vor allem, für die es kei-

### Die Gäste des Landes tragen keine Masken, auch nicht in den Supermärkten

nen Ausweg aus dem Schatten dieser Tage zu geben scheint. Die wissen, dass ihr Gewinn dieses Jahr schon sein wird, wenn sie über die Runden kommen. Und die hoffen, dass nächsten Sommer die Rückkehr sein wird von Trubel und Rubel.

In den Tavernen arbeitet noch halb so viel Personal wie in einem Sommer, wenn in der Luft nur Wärme und Würze und der Duft des

Meeres liegen. Die Hälfte der Albaner, die die Tablett mit vollen oder leeren Tellern bringen oder abräumen, sind nicht da. Die Menükarten sind dünn geworden. Da sind keine Briten, Nordländer, Franzosen, Italiener, Österreicher, dafür ein paar Bulgaren, um die alle einen Bogen machen, weil Bulgaren oben im Norden Griechenlands das Elend einführen in ein Land, das bisher nur 193 Tote zu beklagen hatte.

### Hälfte der Hoffnung

Die Kellner und Tavernenbesitzer tragen Masken, jene, die die Sonnenbetten an den Stränden bedienen, auch. Sie tragen sie auf diese griechische Art; meist liegt die Nase frei, manchmal umfasst sie auch bloss noch in einer Andeutung das Kinn, nur beim Aufnehmen der Speisen und bei deren Bringen oder Holen bedeckt die Maske manchmal Nase und Mund. Es sei denn, der Gast ist ein Bulgare, dann ist die Maske immer auf. Sie tragen keine Papiermasken, sondern solche aus Stoff, meist schwarze, und in der Beach-Bar von Louis, am schönsten und grössten Strand der Mani, der Kalogria, sind die Masken mit der griechischen Flagge bedruckt oder dem Wort: «Freedom». Die Gäste des Landes tragen keine Masken, auch nicht in den Supermärkten.

Die grösste Sorge im ganzen Ozean der Sorgen ist, dass irgendjemand, der nicht aus der Gegend kommt, die Gegend verseucht und alles unverzüglich für vierzehn Tage dichtgemacht wird und alle wieder in Quarantäne müssen. Dann würde das letzte bisschen Hoffnung auf eine Saison, die sie nicht ganz pleitegehen liesse, ertrinken. Die Hälfte des letzten bisschen Hoffnung findet jeweils am Freitag statt; dass wenigstens halb mit Touristen gefüllte Busse kommen oder wenigstens Autos mit ausländischen Kennzeichen. Aber es sieht noch nicht danach aus.

Die andere Hälfte des letzten bisschen Hoffnung sind die Wochenenden und die eigenen Landsleute. Am Wochenende kommen die Griechen aus Kalamata und aus Athen, das mit dem Auto drei Stunden weit weg liegt. Und es kommen nicht wenige, und sie fallen über die Kalogria her. Wenn man hinten in den Lounge-Sesseln sitzt, einen freddo espresso trinkt und über die sunbeds, die Sonnenschirme hin zum Meer schaut, wird man stiller Zeuge einer Art Rückeroberung; wie sich die Griechen ihre Strände zurückholen. Am Sonntagabend ist das Spektakel jeweils vorbei, und die Mani fällt zurück in einen unruhigen Dornröschenschlaf, und die Hälfte des Personals wird bis zum nächsten Wochenende wieder nach Hause geschickt.

Obwohl die Stadtgriechen die letzten Umsatzträger sind, sind sie nicht wirklich beliebt, wobei das Geld, das sie bringen, doch hilft, dass sie nicht unisono als nur unangenehm empfunden werden. Das Problem ist, dass sich

Stadtgriechen, Athener vor allem, in der einfachen Kargheit der Mani gelegentlich aufführen wie Kolonialherren. Sie behandeln von oben herab, werden mürrisch, wenn sie nicht das beste aller sunbeds zugewiesen bekommen oder den besten aller Tische. Sie haben andauernd Sonderwünsche, weil sie glauben, alles besser zu wissen, sie glauben, sie kämen vom Olymp und verdienten, wie Halbgötter verehrt zu werden.

Normalerweise fallen die Stadtgriechen in den ersten beiden Wochen im August über die Mani her. In den ersten beiden Augustwochen fällt das Land in einen kollektiven Ferienrausch – warum das so ist, ist eines jener Mysterien, auf das nicht einmal das Orakel von Delphi eine Antwort gehabt hätte. Wahrscheinlich hängt es auch damit zusammen, dass Griechen sich nur wohl fühlen, wenn viele Griechen um sie herum sind. Allein ist ein Grieche wie ein Fisch, der seinen Schwarm verloren hat. Das

### Weshalb die Griechen jetzt am Wochenende die Strände in Beschlag nehmen, kann keiner erklären.

würde auch erklären, weshalb sie den Stränden fernbleiben, wenn diese von den Touristen belegt werden, und geballt erscheinen, um das Gefühl zu haben, der Strand sei wieder griechisch.

### Wie ein Fisch ohne Schwarm

Weshalb die Griechen jetzt schon am Wochenende die Strände der Mani in Beschlag nehmen, kann keiner so genau erklären. Die einen schieben es auf das definitive Abspülen der Isolation im Meer und die Möglichkeit, einen Horizont zu sehen und nicht die Wand eines Wohnzimmers. Das ist die wohlwollende Interpretation. Die andere geht so; viele aus dem ohnehin schon gebeutelten Land sind arbeitslos geworden, und wenn schon baden gehen, dann lieber im Meer als in einer kleinen Wohnung in Athen.

Es ist jetzt Sonntagabend, die Stadtgriechen verlassen die Halbinsel, es ist eine motorisierte, blecherne Prozession von Klein- und Mittelklassewagen in Richtung Norden. Die Sonne wird bald ins Meer tauchen, die ersten Schatten legen sich gerade über die zerklüfteten Hänge des Taygetos-Gebirges. Es ist seltsam ruhig, kein Surren von Fliegen und Insekten, kein Bellen von Hunden, keine lauten Stimmen, da sind keine Kinderstimmen mehr am Strand. Man hört nur das Rauschen des Meeres und sich selber. Der Besitzer des «Ghallos», einer Taverne am Meer von Kardamili, bringt ein Glas Weisswein, setzt sich hin, rollt sich eine Zigarette und schaut über das Meer.

«Wo sind die Katzen, Jorgho?»

«Vielleicht uns voraus.»



Tamaras Welt

## Das Monster

Wo sind die Umweltaktivisten,  
wenn man sie einmal braucht?

Von Tamara Wernli

**I**ch bin mir völlig im Klaren darüber, dass das **L**ein alter Besen ist, lassen Sie mich trotzdem Rechen und Laubbläser thematisieren – zwecks Überwindung eines unsachlichen Gefühlsausbruchs. Ein paar Sätze aufschreiben ist allemal besser als einen Eimer Wasser von seinem Balkon aus auf das Haupt eines Laubinators zu giessen.

Der Laubinator – gut möglich, dass der Begriff schon von jemandem vor mir verwendet wurde – ist der Mann, der den Laubbläser bedient, die verhassteste Maschine der Welt. Man verzeihe mir hier die Reduktion auf das männliche Geschlecht, aber ich habe noch nie eine Frau mit dem Teil in der Hand gesehen. Mit Hilfe dieses Gerätes bläst der Laubinator Laub von der einen Seite des Trottoirs zur anderen. Er bläst es vom Boden gen Himmel – und umgekehrt. Er bläst mal zwei Blätter, mal zwölf, mal einen ganzen Haufen in diverse Richtungen, ohne dass dabei ein konkretes Endziel erkennbar wäre. Er bläst über eine Fläche von zwei Quadratmetern, dabei wirbelt er mehr Blätter in der Gegend herum als ein Orkan der Stärke zwölf. In seiner monotonen Abwesenheit entgeht ihm das vielleicht.

Es bleibt aber nicht beim Laub, da wäre der Laubinator nicht genügend ausgelastet. Er bläst alles, was sich blasen lässt, von den Hinterhöfen, Vorgärten, Türeingängen, Garageneinfahrten und Gebäudewänden: Spinnweben, PET-Flaschen, Schneeflocken, Sandkörnchen, Grashälmchen, Kieselsteinchen, auch nicht weggeräumter Hundekot muss wohl von Zeit zu Zeit daran glauben. Ich glaube, er bläst sich damit auch das nasse Haar.

Anders als ihre Mitmenschen auf den lärmgeplagten Balkonen tragen Laubinatoren immer Gehörschutz, und sie sehen aus, als ob sie mit dem Gerät eine Art Symbiose entwickelt

haben. Sie scheinen immer zufrieden. Oder aber das herumschaukelnde Laubwerk übt eine undurchschaubare Faszination auf sie aus. Man weiss es nicht genau. Auf jeden Fall ist gegen den erschöpfungsresistenten Laubbläser jeder Rechen machtlos, auch wenn ein bisschen Fegen dem einen oder anderen Oberarm nicht schaden würde.

Ich möchte an der Stelle betonen, dass Laubinatoren, die das Monster arbeitsbedingt bedienen müssen, natürlich nicht für die durch sie freigesetzten kollektiven Aggressionen in der Gesellschaft verantwortlich gemacht werden können. Aber ihre Arbeitgeber. Und der Staat, der die Laubinatoren oft und gerne einsetzt. Denn mit Blättern bedeckte öffentliche Parks und Grünanlagen sind in seinen wachen Augen ganz offensichtlich immense Dreckschleudern, deshalb werden in der Schweiz ja auch Spazierwege im Wald vom Laub befreit. Das ist kein Witz, ich habe das schon beobachtet. Ausserdem überdeckt das Laub die Pfade, was enormes Gefahrenpotenzial birgt. Wie um Himmels willen sollen wir auf unbegehbaren Wegen, uns durch Laubfontänen kämpfend, wieder nach Hause finden? Es gilt hier wohl, einen Sicherheitsstandard zu erfüllen. Aber nebst dem staatlichen Putz-Ehrgeiz fühlen sich auch immer mehr private Laubinatoren in ihrer Freizeit dazu berufen, uns das ganze Jahr über von diesem fiesem Schmutz zu befreien.

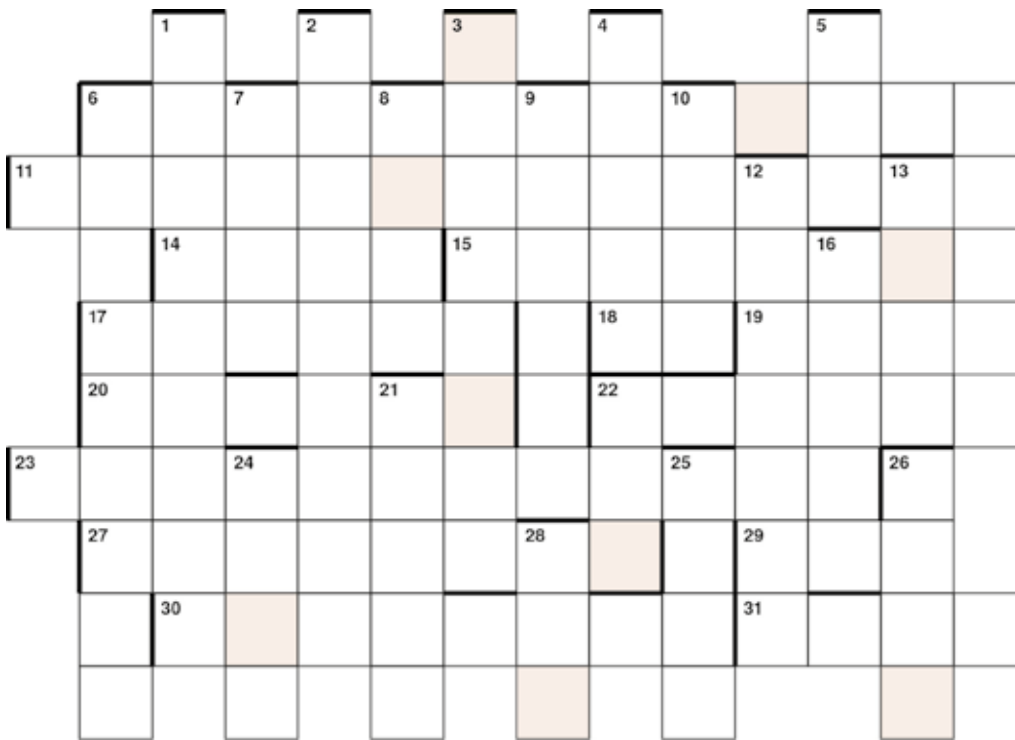
**S**eit Ende der neunziger Jahre treiben Laubbläser ihr Unwesen. Und weil einzelne Blättchen von sehr widerspenstiger Natur sein können, dauert der Einsatz schnell einmal mehrere Stunden. Den kompletten Samstagvormittag. Oder den kompletten Montagnachmittag – wie heute, wo ich das alles zwecks persönlicher Entspannung aufschrei-

be (und Ihnen nicht nur fürs Lesen, sondern auch fürs Mitgefühl dankbar bin). Statt Sommerstimmung auf der Terrasse ist also gefühlintensives Presslufthammer-Feeling angesagt (auch mit geschlossenen Fenstern) und immer wieder wuchtiges Staunen über die Unmengen von Laub, mit dem unser Planet offenbar überflutet wird. Mitten im Hochsommer. Ja, Hochsommer.

**N**ebst Bluthochdruck bewirkt das Bläsergerät ein komplett neues Luftaroma: Indem es mit seinem Luftstrom von 290 km/h Feinstaub, Bakterien und Viren herumweht, entsteht ein Partikel-Mischmasch in der Luft, das sich laut Experten über mehrere Tage hält – und von seiner toxischen Zusammensetzung her wahrscheinlich locker mit Rauschpilzen mithalten kann. «Laubsauger und -bläser, die von einem Verbrennungsmotor angetrieben werden, stossen darüber hinaus gesundheitsschädliche Abgase wie Kohlenwasserstoffe, Stickoxide und Kohlenmonoxid aus», schreibt der Bund Naturschutz. «Auch die Bodenbiologie wird durch Laubsauger gravierend beeinträchtigt. Die lauten Ordnungshalter saugen mit den welken Blättern auch Kleintiere wie Spinnen und Insekten auf, häckseln und töten sie dabei. Ausserdem zerstören sie Pflanzensamen.» Ja, und bevor die Hitze des Bläserturbinen, Würmer oder Insekten tilgt, wurde ihr Unterschlupf, das Laub, schon längst vom Luftstrom zerstört. Dass die meisten Geräte mit Verbrennungsmotoren funktionieren, scheint dabei nur konsequent; elektronische Laubbläser sind viermal so teuer, und das ständige Auswechseln der Akkus würde noch mehr Extraarbeit für bequeme Menschen bedeuten.

Mit dem Einsatzende des Laubinators habe ich jetzt übrigens meine 5200 Zeichen erreicht. Lassen Sie mich noch einen Wunsch äussern: Könnte sich bitte mal ein «Fridays for Future»-Aktivist dafür einsetzen, dass man zwei Blätter, die am Boden liegen, mit einem Laubrechen und nicht mit einem Laubbläser entfernt? MfG, Ihr sozialer Friede.

Folgen Sie unserer Kolumnistin auf Twitter:  
@TamaraWernli



**Lösungswort** — Verspricht eher langweilige Kletterpartien.

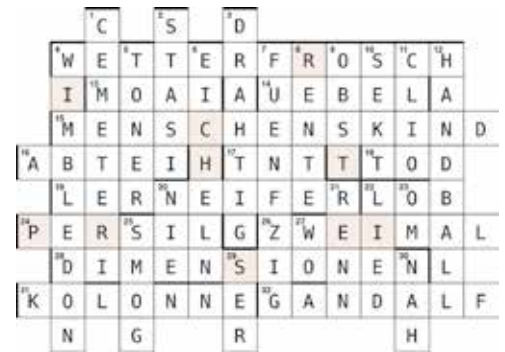
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **6** Nur Konsum von kannenweise kaltem Kaffee im Regen hilft dagegen. **11** Landet sch(l)iesslich mit Glück im nummerierten Kästchen des Gewinners oder mit Pech im hirnrissigen Köpfchen des Verlierers. **14** Einigermassen gut, der extrem monotone Liedtext. **15** Ohne zu sehr ins Detail zu gehen: wie des Pullermanns Fähigkeit, aufzustehen. **17** Dabei wird gerne statt des Nichtzutreffenden das Zutreffende gestrichen. **18** An No ein (schlecht) eingedeutschtes no-no. **19** Sprichwörtlich stiept darauf der übermütige Esel. **20** Was, einheitlich platziert, die Logleine zielt. **22** Umfasst etwas mehr als es fehlt nicht viel und macht zeitweilig Schluss mit Genuss. **23** Behütet die, die viel, vor denen, die nichts haben, indem er den Letzteren etwas zu verlieren gibt. **27** Etwa #FFFFE1 wie ein Albinogibeli. **29** Kommando für ein bereits ausgeführtes Wendemanöver beim Segeln. **30** Ganz ohne Firlefanze: die relative Signifikanz. **31** Bekommt im Recht, ob zu Recht oder nicht, in dubio Recht.

**Senkrecht** — **1** Verschiebt, was er heute kann besorgen, am liebsten gleich auf übermorgen. **2** Wo wohlbeehrte, domestizierte Entteteerte wohnen. **3** Sind – wir alle! – gerade dabei, Moos anzusetzen. **4** Ist fleckig, speckig und hartnaeckig dreckig zumindest zum Teil. **5** Der Rick mit Tick hat keinen Floh im Ohr, sondern die unter der Mütze. **6** Ist schwarz beim Kauf, rot beim Gebrauch und grau bei der Entsorgung. **7** Die Hummel im Hintern der Beschwingten. **8** Eine Lawine der Klapperkisten, schleicht über Asphaltpisten. **9** Das Trikot im Ärmelkanal. **10** Bestellt man den Schöpfer des Glöckners, erhält man Holundersekt mit Minze und Limette. **12** Wer Sommelier gewöhnlich damit übersetzt, hat bis jetzt dessen Zuständigkeit wohl etwas unterschätzt. **13** Abbeerender Anbauer Ausbeute. **16** Hä, was? Gern geschehen! **21** «Aalte» Fischgabel, in der Regel. **22** Kurzer Extrakurzer, periodisch mit täglichem Extra. **24** Die dornigen Zweige dieser Bäume schmücken mancherorts die weihnachtlichen Räume. **25** Den Koseignaz von früher kennt man heute als Verehrer des Führers. **26** Geht, sagt man, irgendwann zwischen Brunnen und Küche in die Brüche. **28** Schwinghangelt weiss behandschuht von Ast zu Ast.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 675



**Waagrecht** — **4** WETTERFROSCH **13** MOAI: Steinstatuen der Osterinsel **14** UEBEL (nehmen) **15** MENSCHENKIND **16** ABTEI **17** TNT: [Tri][nitro][toluol] **18** TOD **19** LERNEIFER **22** LOB **24** PERSIL: franz. Petersilie **26** ZWEIMAL **28** DIMENSIONEN **31** KOLONNE **32** GANDALF: aus Tolkiens Romanreihen

**Senkrecht** — **1** CEMETERI: engl. Friedhof **2** STASI: Staatssicherheitsdienst der DDR **3** DRAHTIG **4** WIMBLEDON **5** TONER **6** EICHELN **7** FUENFZIG ist bekanntlich das neue Dreissig. **8** RENTE (Pension) **9** OBST **10** SEKT oder Selters **11** (Renault) CLIO **12** HANDBALL **20** NIE **21** RENN(!) **22** LIED **23** OM **25** [SM][OG]: Kofferwort aus engl. smoke = Rauch und fog = Nebel **27** WO **29** SER **30** NAH

**Lösungswort** — **RICHTPREIS**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

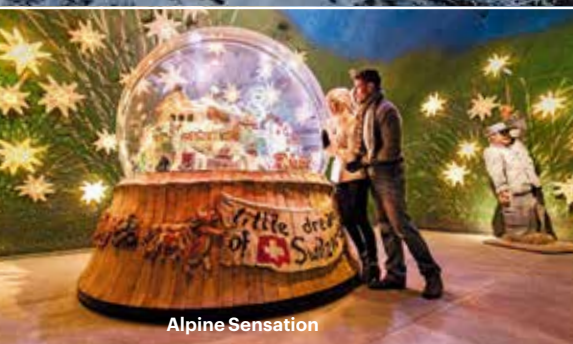
**JUNGFRAU**  
TOP OF EUROPE

# Wir haben die schönste Terrasse der Schweiz.

Jungfrauoch – TOP OF EUROPE

**AB CHF 103.–<sup>1</sup>**  
auf's Jungfrauoch – Top of Europe

<sup>1</sup> Fahrt Grindelwald Grund – Jungfrauoch retour.  
Ermässigt mit: Halbtax und GA, Junior- und Kinder-Mitfahrkarte gültig.



Alpine Sensation



Eispalast



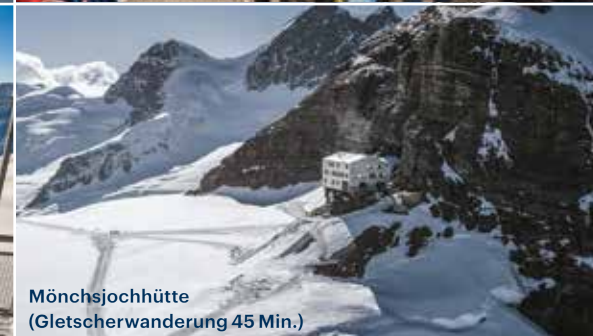
Top of Europe Shop



Glacier Plateau



Sphinx Terrasse



Mönchslochhütte  
(Gletscherwanderung 45 Min.)